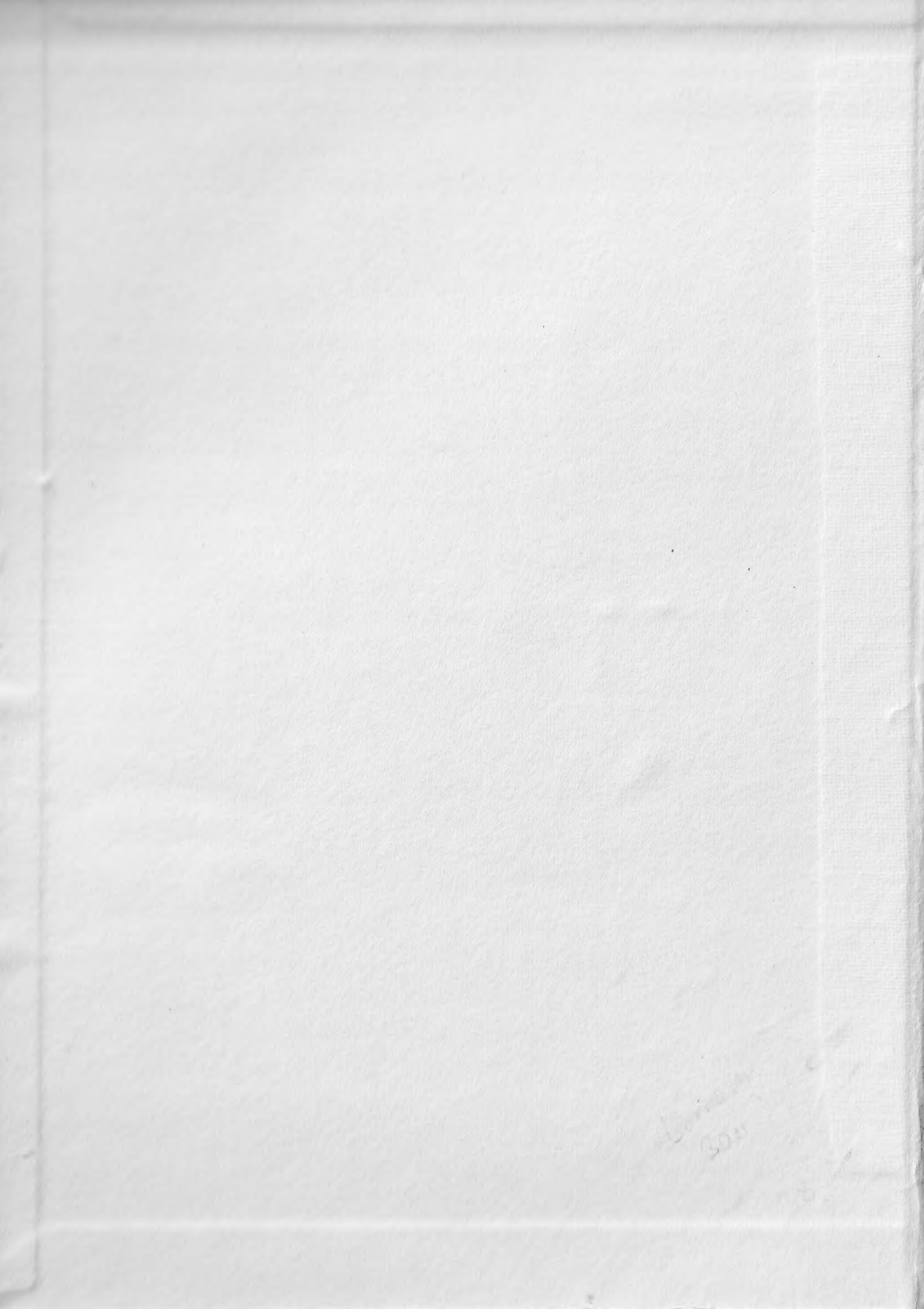
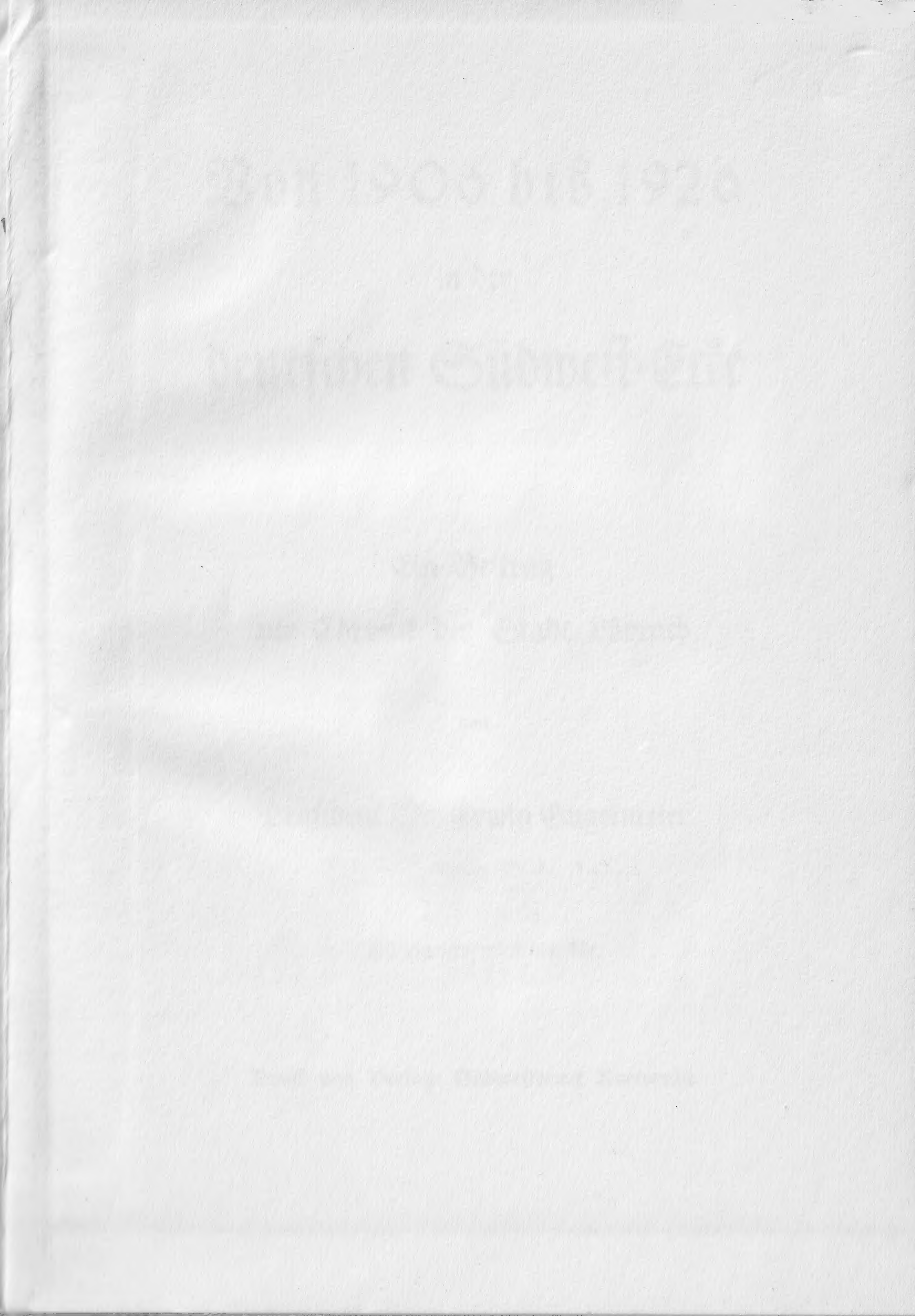
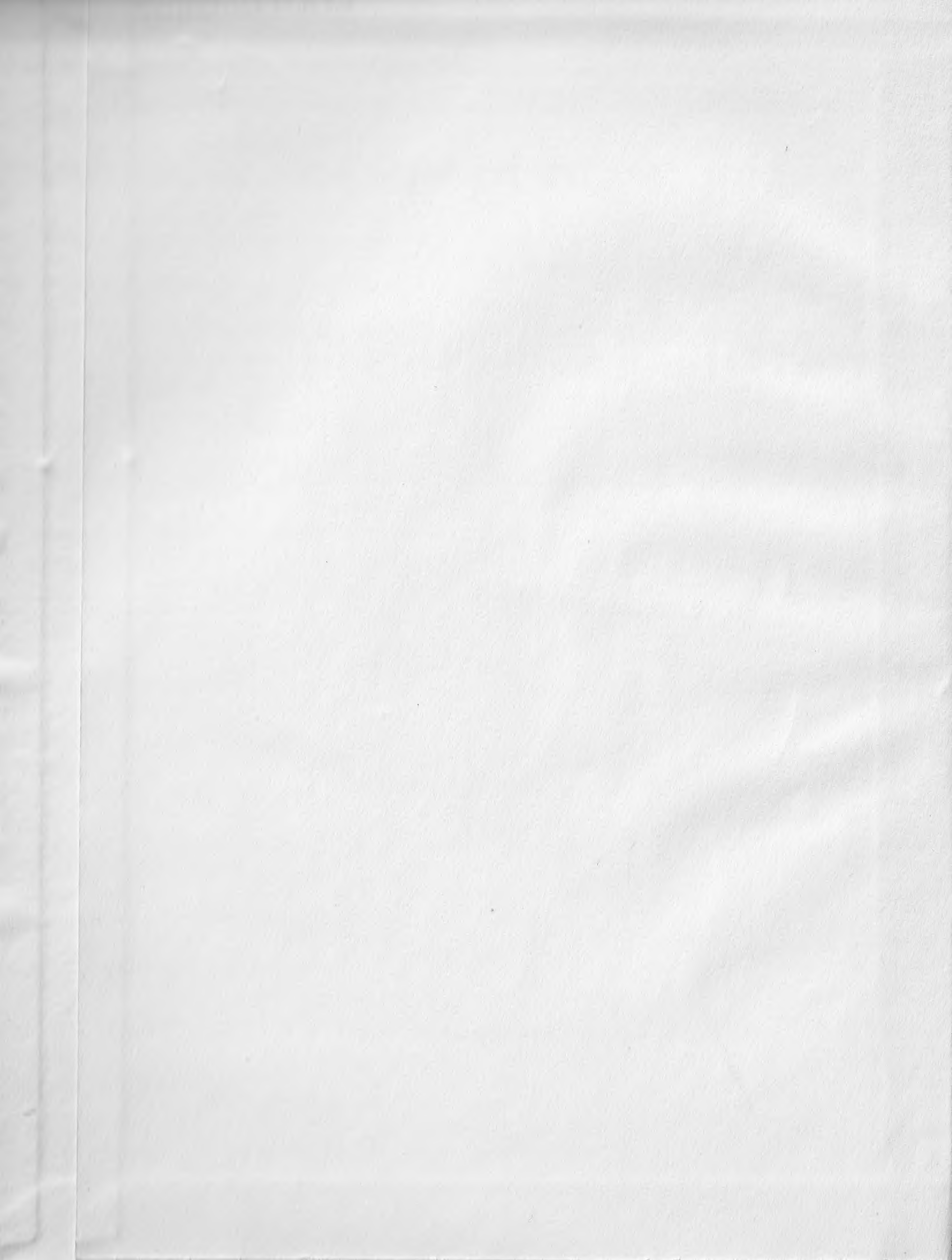


VON PRÄSIDENT DR. ERWIN GUGELMEIER







Von 1906 bis 1926

in der

deutschen Südwest-Ecke

Ein Beitrag
zur Chronik der Stadt Lörrach

von

Präsident Dr. Erwin Gugelmeier

Druck und Verlag: Südwestdruck Karlsruhe

Ein Wort der Einführung.

Dieses Buch stellt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der markgräflerischen Hauptstadt Lörrach in einem ungemein entscheidungsvollen Zeitabschnitt dar. Aus der Ursprünglichkeit der Erlebnisse ihres Verfassers entstanden, schildern die Aufzeichnungen von Präsident Dr. Erwin Gugelmeier Jahre des Planens und Wirkens, Jahre härtester Prüfung und Jahre im Banne jenes so mörderischen Zusammenbruchs, in den der Weltkrieg einmündete. Ein deutscher Mann berichtet von Unternehmungen des Aufbaus, wie von Anstrengungen, die Dämme der Vernunft und nationalen Einsicht gegen Irrsinn und skrupellose Niedertracht zu halten. Es erübrigt sich, auf einzelne Kapitel im besonderen hinzuweisen. Das Buch will und kann nur als Ganzes verstanden und begriffen werden.

Der soeben zu unser aller Freude jubelnd gefeierte Hermann Burte wurde gebeten, dieser Veröffentlichung ein Geleitwort zu widmen. Der Dichter schlug vor, an Stelle eines solchen Geleitwortes dem Band das Sonett voranzustellen, mit dem der gleichaltrige, auf verantwortungsreichem Posten in der Reichshauptstadt tätige Landsmann vom Flachsländer Hof her zum 60. Geburtstag begrüßt wurde. So geschah es denn auch.

Die Bilder, die dem Buche beigegeben werden konnten, erinnern daran, daß Erwin Gugelmeier sich mit viel Verständnis immer für das Kunstschaffen der Gegenwart im „Land am Oberrhein" einsetzte. Die zur Wiedergabe gekommenen Landschaften von Hans Adolf Bühler, von dem heimgegangenen Hermann Daur und von Hermann Strübe-Burte, wie die Zeichnung von Adolf Glattacker befinden sich im Besitz des Verfassers dieses Buches und halten ihm die Erinnerung an die Heimat am Oberrhein lebendig.

Wer die Erinnerungen Erwin Gugelmeiers, die hier einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, richtig verstehen will, muß sie gewissermaßen von unserer Zeit her belichtet lesen. Heute erfreut sich Lörrach einer tatkräftigen, aufgeschlossenen, regsamen, vor allem auch zur Förderung der heimatlichen Kultur bereiten Stadtleitung, die zu Nutz und Frommen der ganzen Landschaft und des oberrheinischen Raumes insgesamt manche Aufgaben aufgreifen und erfüllen kann, die anzupacken vordem unmöglich erschien. So will dieses Buch auch als ein Gruß an das rüstig tätige, neu erblühte Lörrach angesehen werden.

Der Landschreiber vom Oberrhein.

Erwin Gugelmeier

zum 15. Januar 1939.

Aus alemannisch altem Stamm entsprungen,
Ein Sohn der Badner Mark im Arm des Rheins,
Dem Volk vertraut, mit seinem Wesen eins,
Der Künste Freund, im Rebland liedumklungen —

Hat ihn die Stadt des Webens und des Weins,
Die Hebelstadt, erwählt zu ihrem jungen
Stadtoberhaupt dereinst und sich geschwungen
Durch ihn empor in Schichten des Gedeihns.

In Stadt und Kreis der Grenze stand er dann
Durch Krieg und Not und Aufruhr als der gleiche
Gerechte Menschenfreund und deutsche Mann,

Bis Baden ihn berief, und nun im Reiche
Er schaffend wirkt in stets erfülltem Spann,
Des Kranzes wert der Rebe und der Eiche!

Hermann Burte,
Flachsländer Hof,
Lörrach.

Die Alten.

Die Generation aus der Zeit vor der Gründung des Bismarckschen Reiches war längst ins Grab gesunken, als ich im November 1906 als junger Bürgermeister die Leitung der Hauptstadt des Markgräflerlandes, der schön gelegenen Stadt Lörrach, übernahm.

Aber die Männer, deren heißes, unvergeßliches Jugenderlebnis die Reichsgründung von 1871 war und die glühenden Herzens den unaufhaltsamen Machtzuwachs des Reiches miterlebt hatten, waren noch da: die Generation unserer Eltern! Noch haftete ihnen etwas von der kleinbürgerlichen und patriarchalischen Auffassung an, die für die vorbismarcksche Zeitspanne kennzeichnend gewesen ist. Aber die Außenpolitik des Reiches, die Kolonien, der Welthandel, die technischen Erfindungen und besonders die stürmische Entwicklung des Verkehrs hatten doch schon einen tiefer gehenden Wandel in ihren Anschauungen bewirkt. Dafür aber klafften tiefe Risse zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse. Die sozialen und andere Probleme, deren Lösung der damaligen Zeit nicht gelang, kündigten an, daß im Innern die Säulen von Staat und Gesellschaft nicht so standsicher waren, wie es einen bedünken wollte, was sich dann schmerzvoll genug im Weltkrieg zeigte.

Von den „Alten" verdienen viele als ehrenhafte und charakterfeste Männer hervorgehoben zu werden. Zu ihnen gehört der Gemeinderat Philipp Östreicher, der mich als Vertreter des erkrankten Bürgermeisters Grether empfing, als ich in Sturm und Regen in Lörrach einzog. Er war ein großer und ruhiger Mann, voll Güte und mit der inneren Heiterkeit eines abgeklärten, erfahrenen Menschen. Neben seinem Kohlenhandel hatte er bis vor kurzem in seinem kleinen Kontor die Geschäfte eines Vertreters der Reichsbank für Lörrach und Umgebung besorgt — so eng war damals noch der Tätigkeitskreis der Reichsbank an der wirtschaftlich so bedeutsamen südwestlichen Grenzecke. Dann allerdings hatte sich die Reichsbank ein eigenes, großes Gebäude erbaut. Dem so entlasteten Philipp Östreicher wurden nun städtische Geschäfte anvertraut. Er hatte sich besonders die Pflege des Waldes vorbehalten und war städtischer Waldmeister geworden. Und er blieb es bis zu seinem Tode.

Mit unerschütterlicher Ruhe verfolgte Östreicher das Ziel, den städtischen Waldbesitz zu erweitern und die vielen Privatwaldungen allmählich für die Stadt anzukaufen. Es war früher der Stolz der Eingesessenen gewesen, ein Stückchen Wald zu besitzen, Brennholz selber zu schlagen und sich der wachsenden Bäume zu freuen. Der Waldwirtschaft bekam diese Regelung weniger gut, denn Waldpflege verlangt vor allem Einheitlichkeit. Ein nutzbringender Wald läßt sich nur durch geregelte Forstwirtschaft erzielen. Die Überführung des Waldes in den Besitz der Allgemeinheit schien aus wirtschaftlichen wie sozialen Gründen geboten. Östreicher war ganz der Mann, dieses Ziel zäh und bedachtsam zu verfolgen. Ihm in erster Linie ist es zu verdanken, wenn der schöne Wald hinter dem Hünerberg zum Hochwald wurde. Wie ein Kranz

zieht er sich in üppiger Fülle bis nach Stetten hin und ist heute Besitztum aller Bürger.

Östreicher war kein Freund vielen Redens. Man erzählte sich, daß er öfters mit einem Freund den ganzen Abend zusammensaß, kaum etwas sprach und dann mit den Worten aufstand, das sei einmal ein schöner Abend gewesen! Der Kamerad hatte nämlich desgleichen schweigend und sinnend seinen Wein getrunken. Doch kam es auch vor, daß Philipp Östreicher, wenn er einen Abend lang ganz still geblieben war, gute Freunde in seine kleine Wohnung an der Basler Straße mitnahm. Dort holte er ein oder mehrere Krüglein Wein aus dem Keller. Und plötzlich taute er auf, lachte und erzählte, und schließlich kam die große Begeisterung, die in ihm schlummerte, in hellen Flammen zum Ausbruch: Bismarck, Deutschland, Heimat — das Höchste, was er kannte, das ihn erfaßte und begeisterte!

Es war immer eine Art von Fest, wenn zur Holzversteigerung geladen war. Schön aufgeschichtet saßen die Holzbeigen im Homburg, im Fürstenbad und wie die Gewanne sonst heißen. Schon Wochen vorher hatten die Kauflustigen sich die Klafter angesehen, ihren Wert abgeschätzt und sich überlegt, auf welche Lose sie steigern wollten. Dann, meist lag leichter Schnee, zog man an einem Wintermorgen hinaus: Bürgermeister, Waldmeister, Waldhüter, Stadtrechner und Bieter. Vor jedem Holzstoß wurde haltgemacht, ausgeboten, gesteigert, zugeschlagen. Sah Östreicher, daß ein armer Mann bot, so schlug er schnell zu, damit man jenen nicht überbieten solle. Im übrigen aber gebot das Interesse der Stadt — und auch der Wille der Bieter, die das Bieten wie eine Art aufreizendes Glücksspiel betrachteten —, daß möglichst hoch geboten wurde. Um die Mittagszeit fand man sich dann an irgendeinem schönen Fleck im Walde zusammen, wohin der „Schlüssel"-,

„Ochsen"- oder „Wechli"-Wirt ein Fuhrwerk mit allerlei Eß- und Trinkbarem beordert hatte. Da gab es warme Würstchen und köstliche Schüfeli und einen sauberen Wein. Um ein lustig knisterndes Feuer herumsitzend, erzählte man sich Geschichten von früheren Holzversteigerungen. Langsam fing einer ein Lied an, und die Stimmung wurde immer heiterer. Das war der Augenblick, in dem Philipp Östreicher wieder ans Versteigern ging. Die Hölzer, die vorher nicht recht gehen wollten, kamen nun zu einem erstaunlich hohen Preis an den Mann. Wenn es Abend geworden war, zog die ganze Gesellschaft in die Stadt und kehrte im „Hirschen" ein, um zu Abend zu essen. Die Steigerungslisten wurden geprüft und addiert, und das Geld (das beim Steigern gleich zu bezahlen war) wurde vom Stadtrechner nachgezählt. Wenn alles stimmte, konnte man sich ungehindert dem Wein und der Fröhlichkeit hingeben. Das waren dann meist Stunden, in denen alle, ob reich oder arm, fühlten, daß sie zusammengehörten. Man sang miteinander und scherzte heiter drauflos — und Östreicher saß mittendrin und freute sich.

Der Stadtrechner Vortisch, auch einer von den Stillen, taute dann auch ein wenig auf. Er gehörte ganz in die Reihe der „Alten": Gediegen, unbedingt ehrlich und zuverlässig, wohlwollend gegen Arme, streng gegen schlechte Zahler, war er das Ideal des Kassenbeamten für eine Stadt. Das Ausfüllen von Formularen, das richtige Behandeln der Aus- und Eingänge allein genügt nicht für diesen Posten. Ein rechter Stadtrechner, Ratschreiber oder sonstiger städtischer Beamter muß sich mit der Stadt selbst eins fühlen, immer im Gefühl handeln, daß er kein starrer Bürokrat sein darf, daß es die Stadt selbst ist, die durch ihn handelt. Vortisch war von diesem Geist erfüllt. Er mußte sparsam leben mit seinem geringen Gehalt und seinem Häuflein Kinder. Der eine seiner

Söhne, ein besonders begabter, war Lehrer geworden. Er zog ins Feld und gab mit vielen, vielen anderen sein Leben für die Heimat, deren Zauber er als Knabe und Jüngling jeden Sonntag verspüren durfte. Denn Vater und Mutter Vortisch verbrachten die freien Tage mit ihren Kindern oft in der Städtischen Pflanzschule im Homburg, wo Platz zum Spielen war und ein paar Rosen in einem grünen Rasenbeete blühten. Das war ein schönes und billiges Sonntagsvergnügen und sicher gesünder als manches andere sogenannte Vergnügen.

Ja, der Lörracher Wald! Er ist wirklich etwas Besonderes auf der Höhe über dem Friedhof, hinter den Steinbrüchen an der Rheinfelder Straße und am Adelhäuser Sträßchen. Diesen Wald hatte auch Bürgermeister Grether besonders ins Herz geschlossen. Fast 30 Jahre lang hatte er die Geschäfte der Stadt geführt. Fürwahr, er darf bei der Erwähnung der „Alten" nicht fehlen!

Als ich ihn zum erstenmal sah, Herbst 1906, war seine hohe Gestalt noch ungebeugt. Aber der Atem, der stoßweise aus der Brust kam, ließ ihn kaum zu zusammenhängender Rede kommen. Er empfing mich im „Hirschen". Dort sollte ich zum erstenmal, von ihm und einigen Stadträten empfangen, in Lörrach zu Mittag essen. Ein weißes seidenes Tuch um den Hals geschlungen, die Augen fest und gerade auf mich gerichtet, gab Bürgermeister Grether mir bewegt die Hand, als er mir „guten Einstand" wünschte.

Es mag etwa 1907 gewesen sein, als Grether den Vorsitz im Kreisausschuß übernahm. Dieses Ehrenamt behielt er dann bis zu seinem Tode (1910). Manchmal habe ich ihn in seinem Haus an der Basler Straße besucht. Es war einsam um ihn geworden. Die Kinder waren erwachsen. Seine Frau war gestorben. So war er doppelt froh, noch ein paar Jahre

als Kreisvorsitzer einen Tätigkeitskreis gefunden zu haben. Grether verdankt die Stadt u. a. die schönen Brunnen, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Er hatte die Freude daran aus den Schweizer Städten von seiner Wanderschaft mitgebracht. Nach dem Krieg von 1870 war er als Bierbrauer ausgezogen, die Welt zu sehen. Davon erzählte er gerne. Auch der Marktbrunnen geht auf Grether zurück. Er ist, wie andere, aus dem schönen weißen Jurastein von der Gegend um Solothurn angefertigt.

Als der Altbürgermeister sein Ende herankommen fühlte, ließ er zwei Pferde anspannen und fuhr die Adelhäuser Straße hinauf. Mühsam, an beiden Seiten gestützt, stieg er dort aus, ging ein paar Schritte in den Wald und blieb eine kurze Zeit unter den Bäumen mit der Seele des Waldes ganz allein. Dann ließ er sich in den Wagen bringen und fuhr nach Hause. Einige Tage nachher starb er. Wir haben seine Leiche in der Stadtkirche aufgebahrt und ihn von dort aus feierlich auf den Friedhof gebracht.

Rasch hintereinander gingen die Repräsentanten einer Epoche dahin: Dekan Höchstätter z. B., der geschickte Verwaltungsmann, der den Kreis viele Jahre lang geleitet hatte, gab sein Amt in die Hand Grethers, der es nur kurze Zeit behielt. Der hervorstechendste Vertreter jener Zeit, der Reichstagsabgeordnete Markus Pflüger, lag schon, als ich nach Lörrach kam, schwer krank darnieder und verschied, ehe ich ihn kennenlernte. Da seine politischen Ideen damals maßgebend für viele waren, sei ein kurzes Wort über die Auffassungen jener Zeit, die uns heute schon wie mittelalterliche Reminiszenzen vorkommen, angefügt.

Denn wenn man sich mit der deutschen Parteigeschichte der Vorkriegszeit beschäftigt, ergeht es einem nicht viel anders, als wenn man in der Geschichte der Partikularstaaten sich

umsieht: Eine verwirrende Fülle von Ideen, Bestrebungen, Auffassungen, Schachzügen und Irrtümern, und allzu oft ein bedauerlicher Mangel an Wollen zum Planen und Handeln. Dabei muß man sich von der Suggestion der Parteibezeichnungen frei machen, hinter denen oft andere Strömungen lebendig waren, als man vermutet.

Die Markgräfler, in ihrer Mehrheit evangelisch, kleinbäuerlich, von alter Kultur und Tradition, den politischen Gedanken der benachbarten Schweiz nahe, waren immer gut deutsch gesinnt, lieben aber eine gewisse freie Art; voll Stolz auf ihre schöne Heimat fühlen sie stark ihre alemannische Eigenart in Sprache und Sitte. Soweit der Einfluß der konfessionellen Zentrumspartei nicht reichte und soweit sie nicht marxistisch war, folgte die Bevölkerung größtenteils den Gedanken der besonderen Mischung politischer Ideen, die man den badischen Liberalismus nannte. Indessen waren dabei die Spannungen sehr stark: weltanschaulich und wirtschaftlich von Manchesterleuten und Freidenkern bis zu Schutzzöllnern und Orthodoxen, politisch von demokratischen Achtundvierzigern bis zu absoluten Monarchisten. Verschiedene Spaltungen folgten daraus. Anfangs der achtziger Jahre versagte ein Teil Bismarck die Gefolgschaft bei seiner Schutzzoll-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, und darunter war auch Pflüger. Die eigentliche Markgrafschaft, das Bauernland, blieb dagegen der Bismarckschen Politik treu, und so ergab sich ein politischer Riß, der mit der Zeit immer stärker wurde. Aus der politischen Gegnerschaft entstand persönliche, und Streit und Hader mancher Art. Nun schied in Markus Pflüger mit dem prominenten Vertreter auch die Persönlichkeit aus dem Leben, der viele Gefolgschaft geleistet hatten. Die alte Zeit versank, und eine neue zog herauf.

Recht eindringlich wurde das Hinsterben der Generation

von 1870, als Großherzog Friedrich I. heimging. Er wurde allseitig geliebt und verehrt. Seine Leiche ward im offenen Eisenbahnwagen von der Insel Mainau nach Karlsruhe gebracht. Diese letzte Fahrt vom Bodensee bis zum Karlsruher Mausoleum schloß jene Zeit wehmütig und würdig zugleich ab.

Auch durch Lörrach kam der Zug. In einem offenen Wagen ruhte der mit Blumen geschmückte Sarg. Vier hohe Offiziere an seiner Seite. Der Zug fuhr langsam durch die Stadt, die die Häuser längs der Bahnhofstraße mit schwarzem Tuch ausgeschlagen hatte. Den langen Weg vom Bahnhof bis zur Abzweigung nach Weil säumte die trauererfüllte Einwohnerschaft in feierlichem Schweigen. Jeder empfand es: Mit diesem Toten versank eine glorreiche Epoche deutscher Geschichte! Was wird die neue Zeit bringen?

Großherzogin Luise überlebte ihren Gemahl um eine Reihe von Jahren. Sie erlebte noch den Krieg. Den Niedergang des Hauses Hohenzollern zu erleben, blieb ihr nicht erspart. Die Fürstin war die echte Tochter ihres Vaters, des „alten" Kaisers. Ihr Pflichtgefühl, die rasche Auffassungsgabe und ihr kluges Urteil waren bewundernswert. Wiederholt hatte ich der Großherzogin in der Kriegszeit zu berichten über die Nahrungsmittelversorgung, Aufgaben und Sorgen des Roten Kreuzes u. dgl. Wer ihr nahekam, gewann den unbedingten Eindruck, einer bedeutenden Frau gegenüberzustehen! Stark fühlte sie den Riß zwischen Hof und schaffendem Volk. Was sie vermochte, diesen Riß zu schließen, das versuchte sie. Durch soziale Einrichtungen gelang ihr da und dort eine Überbrückung. Die Einrichtung von Haushaltsschulen im ganzen Lande z. B. war ihr Werk. Allein, die Zeit der Fürsten war vorbei. Der Krieg schuf die neue bindende Klammer der blutgetränkten Kameradschaft, aus der dann das Genie Adolf Hitlers die deutsche Volksgemeinschaft schmiedete.

Ruhige Jahre.

Als man in Lörrach 1906 einen Bürgermeister küren wollte, schrieb man den Posten zunächst aus. Es meldeten sich viele. Aber wenn die eine Partei einen Kandidaten auf den Schild hob, lehnten ihn die anderen, beinahe aus Grundsatz, ab. So war man nach Monaten so weit, daß zwar mancher vorgeschlagen, aber keiner gewählt war. Durch einen Beamten bei der Regierung, der mich kannte, kam man dann an mich heran. Es wurde eine aus den Parteien gewählte Kommission beauftragt, mit mir zu verhandeln. An einem Sonntag im Sommer 1906 trafen wir uns im „Martinstor" in Freiburg. Nach zweistündigem Frühschoppen mit einem süffigen „Markgräfler" war es soweit.

Ich empfand diese Berufung nicht nur als Aufforderung zur Annahme eines wichtigen Amtes, sondern als einen Ruf der Heimat. Zwar bin ich nicht im Oberland, sondern (am 15. Januar 1879) in Bühl geboren. Auch hatte mich mein Vater, der als Postmeister vielfach an Plätzen verwendet wurde, wo irgendwelche Schwierigkeiten entstanden und zu ordnen waren, und der deshalb häufig versetzt wurde, aus diesem Grunde verschiedene Schulen im Unterland besuchen lassen (in Wertheim, Mosbach, Weinheim und Karlsruhe). Nach meiner Universitätszeit (in Heidelberg und Berlin)

war ich als Referendar und, seit 1905, als Assessor an den verschiedensten Stellen im Lande beschäftigt. Aber im Markgräflerland war bis zum Vater herab die Heimat der Familie. Nach einem Kaufbrief aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wohnte schon damals die Familie Gugelmeier in Auggen am Fuße des „Blauen". Dort hausten die Vorfahren bis zum Großvater, pflegten ihren Rebberg und trieben ihr Vieh auf die Weiden. Ich schlug das Angebot einer anderen Stadt aus und nahm die Wahl als Bürgermeister der Stadt Lörrach an.

Träger der politischen Strömungen waren damals in Lörrach: Rechtsanwalt Vortisch für die Gesinnungsgenossen Pflügers, die Rechtsstehenden führte Rechtsanwalt Schmidt; Zentrum und Sozialdemokratie waren zahlenmäßig stärker, in Wirklichkeit führten die beiden genannten Personen, die sich aber im übrigen damals scharf bekämpften. Immerhin ließ sachliche Arbeit diesen Hader auf dem Rathaus zeitweilig einschlafen. In der Politik in Land und Reich tobte er sich um so stärker aus.

Jede Stadt, ja jedes Dorf hat gewisse vorherrschende Entwicklungstendenzen, die sich aus Raum, Geschichte und Wirtschaft ergeben. Lörrach war seit Markgraf Karl Friedrichs Zeiten, also seit Anfang des 19. Jahrhunderts, von einem ländlichen Marktflecken zu einem lebhaften Industriestädtchen geworden. Die Textilindustrie, die von Basel und Mülhausen in das Tal verpflanzt worden war, trug die Zeichen dieser Verwandtschaften an sich. Aber auch für die Landwirtschaft der Umgebung war die Stadt ein Mittelpunkt. Johann Peter Hebels Poesie wurde nicht nur in der Schule gelehrt, sondern wärmte auch den Alten noch das Herz.

Es war zur wichtigen Aufgabe der neuen Gemeindeverwaltung geworden, die unmittelbare Verbindung mit

Basel und zur Schweizer Grenze herzustellen. Die dazwischen liegende Gemeinde Stetten war für die Eingemeindung reif. Die „Altstettener" hielten zäh an ihrer Selbständigkeit fest. Aber ihr Bürgermeister, ein braver und lebenskluger Mann, sah die Notwendigkeit ein, und es gelang, sein Vertrauen zu erringen. So kam es dann schon im Sommer 1908 zum Zusammenschluß der beiden Gemeinden. Und damit wurde Lörrach Grenzstadt.

Im Rathaus Stetten hingen noch Ölbilder von Maria Theresia und ihrem kaiserlichen Gemahl. Im Gegensatz zu Lörrach, das Altmarkgräfler Besitz und evangelisch war, gehörte Stetten früher zum Hochstift Säckingen und damit zum Haus Österreich und war katholisch. Das alles aber war doch nur „Geschichte", die nicht aufzuhalten vermochte, daß die beiden Gemeinden fest zusammenwuchsen.

Das „Eingemeindungsfest" wurde auf dem Schützenhaus gefeiert. Es war eines von den Festen, die darum so harmonisch verliefen, weil dabei alle Unterschiede von Rang und Klasse fielen und bei dem guten Wein des Landes alle sich als Glieder einer Gemeinschaft froh und einig fühlten. Nachts um zwölf Uhr, als kraft Gesetzes die Eingemeindung vollzogen war, schleppten einige junge Burschen einen Grenzstein aufs Schützenhaus und brachten ihn zur allgemeinen Freude in den Saal. Böllerschüsse ertönten so nah und gewaltig, daß der Kalk von den Wänden rieselte. Die neue städtische „Schallkanone" gab weit ins Tal und in die Schweiz hinein davon Kunde, daß am Rheinknie eine kräftige deutsche Stadt an die Grenze der Eidgenossen gerückt war. —

Feiern anderer Art waren Kaisers und Großherzogs Geburtstag. Die erstere wurde durch ein öffentliches „Bankett" begangen: Die Gesangvereine sangen — ihre guten Leistungen waren weithin bekannt und anerkannt. Die ausgezeichnete

Stadtmusik spielte. Der Bürgermeister hielt die Kaiserrede. — Die Großherzogsfeier führte zu einem festlichen Essen die Beamtenschaft im „Hirschen" zusammen, wobei der Oberamtmann, der nun nach preußischem Vorbild Landrat heißt, die Rede hielt. Die Arbeiterschaft, die zur Regierung in Opposition stand, hielt sich bei beiden Feiern fern. Der Riß, der die Klassen voneinander schied, verhinderte bei vaterländischen Feiern ein Zusammengehen aller. Diesen Gegensatz hat die Monarchie nicht zu überbrücken vermocht. Bei der großen Belastungsprobe des Jahres 1918 wurde das zum Verhängnis. Das Verhältnis der Bevölkerung zum Großherzog allerdings war, wenn man von diesem latenten Gegensatz absieht, aufrichtig und freundlich.

Im Jahre 1907 leitete die Stadt eine Sammlung ein zur Errichtung eines Denkmals für den alemannischen Dichter Johann Peter Hebel. Es gelang, einen Betrag zusammenzubringen, mit dem man etwas anfangen konnte. Auf Grund eines Wettbewerbs wurde der junge Bildhauer Gerstel von Karlsruhe mit der Ausführung des Denkmals beauftragt. Dreißig Jahre später, 1937/38, hat Gerstel, heute Professor an der Hochschule in Berlin, besonders schöne Holzschnitzereien im Saale der Deutschen Girozentrale ausgeführt. In französischer Gefangenschaft hat er während des Krieges kleine Holzstückchen zu Figuren umgeschnitzt und ist dadurch an die Holzschnitzerei gekommen.

Das Lörracher Hebel-Denkmal wurde im Beisein des Großherzogpaares eingeweiht. Er war ein freundlicher Herr, der „junge" Großherzog, wie seine Gemahlin ein vorzüglicher Charakter. Großherzogin Hilda widerstrebte die Äußerlichkeit des Höfischen, und oft wußte sie nicht, was sie mit den ihr vorgestellten, wildfremden, in Demut ersterbenden Menschen anfangen sollte. Um so mehr schätzte man ihr Wesen, wenn

man in enger Gemeinschaft ein wenig wärmer werden und sich mit ihr über andere Dinge als die nur offiziellen unterhalten konnte. Als ich einmal in Nymphenburg mich mit dem alten Kastellan unterhielt, der mich im Schloß herumführte, erzählte er manches von Fürsten und Höfen. Dabei sagte er, die Großherzogin von Baden sei als junge Prinzessin die gütigste gegenüber den „einfachen Leuten" gewesen; auch er hätte sie am liebsten gehabt. Er wußte nicht, daß ich Badner war, und um so mehr freute dieses Urteil mein badisches Herz.

Die Verbindung der Stadt mit der Residenz war seit den Sturmjahren von 1848 nicht sehr herzlich gewesen. Die Ausrufung der Stadt als vorläufige Hauptstadt der damaligen deutschen Republik — das sogenannte Reichsgesetzblatt von 1848 ist in Lörrach gedruckt und eine Rarität, da nur wenige Nummern erschienen sind — war zwar nicht das Werk der Lörracher, sondern der Zugewanderten aus der nahen Schweiz, in die sich die Rädelsführer nachher auch wieder zurückzogen. Immerhin war, schon wegen des starken politischen Einflusses der Schweizer Ideen, eine gewisse Kühle gegenüber Lörrach beim Hofe zurückgeblieben. Das wollte einer der Bürger dem Großherzog in Erinnerung bringen, indem er nach der Enthüllung des Hebel-Denkmals dem Fürsten sagte, er freue sich, daß „der Kontakt zur Residenz nunmehr wieder hergestellt" sei. Es wurde im stillen über diesen allzu Offenherzigen weidlich gelacht!

Auch zum benachbarten Basel wurde die Freundnachbarschaft gepflegt. Schon als die Straßenbahn Basel—Riehen eröffnet wurde, gab es in Riehen eine Feier, bei der die hübschen blauweißen Riehener Farben auf Fahnen, Schärpen und Gewändern der Mädchen den Ton angaben. Nachdem Stetten eingemeindet war, konnte man die Fortsetzung der Bahn nach Lörrach betreiben. Das Projekt, wonach die Stadt

bauen, die Basler Straßenbahnverwaltung pachtweise die Linie betreiben sollte, konnte daher weiter verfolgt werden. Dabei mußte die strategische Bahnlinie unterführt und die Staatsstraße mitverlegt, die beiderseitigen Zollmaßnahmen mußten geregelt und eine Reihe ähnlicher Probleme gelöst werden. Das bedeutete: das Recht auf Mitsprechen einer erheblichen Anzahl von Reichs- und Landesbehörden auf deutscher, kantonaler und Bundesbehörden auf Schweizer Seite, und dementsprechend eine Fülle von Verhandlungen. Endlich begann der Bau. Die Straße wurde durch Wegnahme von Vorgärten verbreitert, was an sich schade, aber nicht zu vermeiden war. Es kam auch endlich der Tag, an dem die Straßenbahn zu fahren begann. Das „Tramfest" war dadurch besonders eindrucksvoll, weil zum erstenmal die Schweizer Behörden bei und mit uns feierten. Mancher wird sich mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, der harmonisch verlief und alle Gegensätze wieder einmal überbrückte. Als die Basler spätabends die Stadt verlassen hatten, blieben die Lörracher im „Hirschen" noch beisammen, sangen und hielten Reden, Arbeiter, Bürger und Beamte durcheinander in voller Freundschaft. Ich erinnere mich, wie gegen Mitternacht ein Arbeiter, der als besonders radikal galt, auch etwas zum besten geben wollte und ein Gedicht von David und Goliath aufsagte, wobei er oft vor Lachen nicht weiterkam.

Solche Tage waren nicht ohne fortwirkenden Wert, weil sie zeigten, daß man eben doch zusammengehörte, und daß es sinnlos war, sich in Parteiungen und Hader auseinander zu reden. Darum wird auch hier dieser Feste gedacht, die die Bürgerschaft zusammenführten, indem sie irgendein für die Stadt bedeutendes Ereignis aus dem Alltag heraushoben. Jedenfalls schien mir, daß diese Seite des städtischen Lebens wichtiger war als die damals üblichen ewigen Zänkereien der

Parteien oder gar der persönliche und Familienhader, die zu schlichten an sich zum täglichen Brot des Bürgermeisters gehörte.

Der einfache Mann hat ein gutes Empfinden für die allgemeine Linie der Politik und für die leitenden Männer und sieht oft klarer als der Intellektuelle. Aber die Einzelheiten des politischen Lebens kann der einzelne meist schwer beurteilen, da ihm die Zusammenhänge fehlen.

Dabei gehorcht er oft mehr dem Gefühl als der Vernunft. Der Markgräfler Bauer z. B., dem doch sicher nach Tradition, Bedürfnis und Instinkt nichts ferner liegen konnte als die marxistische Lehre, wählte mit Vorliebe links, wenn er sich ärgerte, weil er vielleicht gerade von Strafzetteln gehört hatte, die wegen des verbotenen Anbaues von Amerikanerreben notwendig geworden waren, oder auch nur, weil eine schlechte Weinernte bevorstand. Und der einzelne Arbeiter war sich sicherlich nicht klar über das Wesen der marxistischen Grundsätze, die man ihm vorpredigte. Als einmal bei einer politischen Wahl eine starke Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen eintrat, ging einer der Beglückten in der Nacht nach dem Wahltag nach Hause und öffnete den Hasenstall mit dem Rufe: „Heraus! Jetzt ist Freiheit!" Am anderen Morgen mußte er seine Stallhasen unter der Heiterkeit der Nachbarn wieder zusammensuchen. —

Es ist nicht richtig, wenn man manchmal hört, das sei in der Schweiz anders. Es mag sein, daß auf dem Lande durch eine jahrhundertelange Schulung dort die politische Bildung ausgeprägter ist. Aber andererseits hatte der Deutsche im letzten Jahrhundert eine reichere Geschichte hinter sich, und der Zug ins Große, der durch Bismarcks Reich jedem ins Blut kam, unterschied die Menschen hüben und drüben sehr deutlich. Schweizer Fabrikanten, die in Deutschland und in

der Schweiz Fabriken hatten, sagten mir vor und nach dem Krieg wiederholt, daß sie den deutschen Arbeiter besonders schätzten, weil er nicht kleinlich und durch den Militärdienst an straffe Arbeitsweise gewöhnt sei. Das Hinüber und Herüber verwischte allerdings diese Unterschiede und glich manches aus. Auffallenderweise war das mit dem benachbarten Elsaß, trotzdem es doch damals deutsches Land war und Alemannen hüben und drüben wohnten, weniger der Fall. Die Elsässer waren dem Markgräfler oft fremder als z. B. die Leute aus Basel-Land.

Die Basler Fasnacht, die jeweils eine Woche nach der deutschen vor sich geht, vereinigte nicht nur die Schweizer Alemannen aus Basel und Umgebung zu ungebundenem Treiben; auch aus der badischen und elsässischen Nachbarschaft fanden sich zahlreiche Besucher ein. Hier merkte man erst recht den Unterschied zwischen rechts- und linksrheinischen Alemannen an Kostüm, Sprache, Ausdrücken und Witzen. Zwischen „Schwob" und „Waggis" war der Gegensatz ebenso groß wie der zwischen beiden und dem Basler. —

Einige Jahre vor dem Krieg vertieften sich die Gegensätze zwischen Arbeitern und Bürgern durch eine anfangs kaum merkliche, dann aber immer deutlicher werdende Verteuerung der Lebenshaltung. Der Wein wurde teurer, Fleisch und Fett stiegen im Preis. Der einfache Mann schob das dem „Kapitalismus" in die Schuhe, und die politische Agitation trieb die Gewerkschaften in Streiks und Aussperrungen. In Rheinfelden wurde die Heranziehung von Militär nötig, um eines Streikes Herr zu werden. Es gab Schießereien, Haß und Bitterkeit. Kaum aber wurde jemandem bewußt, daß sich tiefgreifende Veränderungen weltwirtschaftlicher Art in diesen Preisverschiebungen ausprägten, daß eine Minderung des Goldwertes die Warenpreise in die Höhe trieb und daß die

Zunahme des Reichtums in gleicher Richtung wirkte. Wer diese Erscheinungen und ihre sozialen und politischen Auswirkungen genauer beobachtete, glaubte, ein unterirdisches Grollen zu vernehmen. Friedrich Naumann, damals viel gelesen und bewundert, sprach von dem unheimlichen, dunklen Meer der Industriearbeiter und von dem Sturm, der dieses Meer zu vernichtendem Wellenschlag aufwühlen könne. Sein Traum vom „sozialen Kaisertum" faszinierte vor allem die Jugend. Daß dieses aber wirklich ein Mittel sei, um den Ausweg aus der Wirrnis zu bahnen, schien den Älteren zweifelhaft. Deutschland war mit einer unwiderstehlichen Gewalt in die Weltwirtschaft eingedrungen, zu immer stärkeren Stellungen in allen Teilen der Welt gelangt! Man sah die weltpolitische Schwäche dieses Gebäudes und fühlte, daß ungehemmter Hochkapitalismus und ungezügelte Hochindustrialisierung die gesunden Grundlagen der Volksgemeinschaft gefährden könnten, fand aber kein brauchbares Mittel, diesen Gefahren wirksam zu begegnen.

Pläne und Projekte.

Es ist verständlich, daß zwischen Nachbargemeinden bei aller Freundschaft oft Rivalitäten und Eifersüchteleien bestehen, die manches, was mit vereinten Kräften durchgeführt werden könnte, verhindern. Nicht nur bei den großen Städten ist das so, sondern auch in kleineren Verhältnissen. Die Städte sind Zusammenfassungen der in ihnen tätigen Menschen, und so zeigen sie in großen Umrissen nicht immer nur deren gute Seiten. Der Stolz auf die eigene Selbständigkeit ist sicher eine wertvolle staatsbürgerliche Tugend, aber nur, wenn er gezügelt wird, sobald größere Interessen im Spiele stehen.

Jedem unbefangenen Beobachter muß beim Betrachten der Karte oder beim Blick in die Landschaft, etwa vom Röttler Schloß aus, die Zusammengehörigkeit der Wiesentalgemeinden um Lörrach einleuchtend zum Bewußtsein kommen. Lage, gleiche wirtschaftliche Struktur — alles drängt zum gemeinsamen Anfassen wichtiger Aufgaben. Übertriebener Selbständigkeitsdrang hat das sowohl in den Außenorten wie auch in der Stadt selbst vielfach erschwert, und mancher fruchtbringende Gedanke mußte deshalb unausgeführt bleiben, oder es mußten Organisationsformen gewählt werden, die der ursprünglichen Idee nicht völlig entsprachen. Bei der Einrichtung eines Ferngaswerkes erwies sich das wieder einmal deutlich genug — um hierfür nur ein Beispiel zu nennen.

Von der Ruhr her wurde der Gedanke der Ferngasversorgung lebhaft in die Welt gerufen. Man dachte deshalb auch in Lörrach daran, vom städtischen Gaswerk aus die Nachbargemeinden zu versorgen. Das wäre eine einfache Sache gewesen. Aber findige Industrielle vom Niederrhein legten ein Projekt vor, das von ganz anderen Gesichtspunkten ausging: sie wollten das kleine, unmittelbar am Rhein-Rhone-Kanal liegende Gaswerk im elsässischen Hüningen ausbauen, wo man sowohl die Kohle von der Ruhr als die von der Saar auf dem Wasserweg billig anfahren konnte. Von dort sollte das Gas ins Wiesental geführt und das Lörracher Gaswerk stillgelegt werden. Dieses aber war eine seit Jahrzehnten bestehende, gut geleitete Anstalt, die der Stadt Einkünfte brachte und ihre Aufgabe gegenüber der Bürgerschaft erfüllte. Alle Gründe sprachen dagegen, die Selbständigkeit aufzugeben und sich in die Abhängigkeit eines elsässischen Werkes zu begeben. Das Projekt wurde daher von der Stadt abgelehnt. Die Einreicher hatten aber schon mit dem benachbarten Brombach einen Konzessionsvertrag zustande gebracht und beabsichtigten nun, mit ihrem Rohrstrang die Stadt zu umgehen und das Gas an die Wiesentalgemeinden zu liefern. Sie hofften, auf diese Weise zum Ziel zu kommen und das städtische Gaswerk langsam zu ersticken.

Nun beschleunigte die Stadt ihr Projekt, und es entbrannte ein heftiger Wettstreit zwischen Stadt und den Hüninger „Ferngaslern" hinsichtlich der bisher noch unversorgten Gemeinden. Bei einigen von diesen holte sich die Stadt eine glatte Absage, bei anderen war eine zögernde Haltung zu beobachten. Hier zeigten sich die schon angedeuteten Selbständigkeitswünsche. Manche Gemeinden wollten lieber mit einem fremden privaten Werk zusammengehen als mit der Nachbarstadt. Die Stadt erkannte rechtzeitig diese

Gefahr und zog die Folgerung: Wenn die Gemeinden nicht mit der Stadt als der Eigentümerin des Werkes zusammengehen wollten, so sollten die Gemeinden Miteigentümer am Werk werden. Dann gehörte es ihnen mit der Stadt zusammen, und alle sollten gemeinsam das Risiko tragen. Das letztere wollten die Außengemeinden aber auch nicht. In langen Verhandlungen mit der Aufsichtsbehörde kam daher der Vorschlag zustande, man sollte den Gemeinden das Risiko dadurch abnehmen, daß man das Werk zwar als Gemeinschaftswerk ausbaue, aber an eine leistungsfähige Privatgesellschaft verpachte. Diesem Vorschlag stimmte die Regierung zu, und in zähem Kampfe gelang es endlich, die Außengemeinden (zunächst außer Brombach) auf diesen Boden zu bringen. Das Hüninger Projekt war abgewehrt. Das städtische Gaswerk ging in den Besitz des neuen Zweckverbandes der Gemeinden über, wobei die Stadt das ausschlaggebende Gewicht und, da die Überschüsse im wesentlichen nach dem Verbrauch verteilt wurden, den Hauptteil des Gewinns behielt.

Ein an sich gesunder Gedanke, die Zweckverbandsidee, hatte sich hierbei durchgesetzt. Manches andere schloß sich an, z. B. die Gründung eines Fürsorgeverbandes für Erwerbslose, der sich — bis zur gesetzlichen Regelung nach dem Kriege — bis Säckingen ausdehnte, u. a. Die Stadt behielt hierbei stets die Führung. So kam ihre Bedeutung im Lebensraum um das Rheinknie voll zur Geltung.

Um übrigens die Geschichte des „Verbandsgaswerkes" zu ergänzen, sei noch erzählt, daß nach dem Kriege die Entwicklung durch den Anschluß der Gemeinden bis nach Waldshut und durch einen Neubau des Werkes einen Kapitalaufwand erforderte, der vom Zweckverband selbst nicht bestritten werden konnte. Damals bestand nur die Möglichkeit

der Kapitalisierung durch Aktien-Emission. Das Werk wurde daher in eine AG. umgewandelt, und der Zweckverband behielt eine entsprechende Anzahl Aktien. Die geschilderte Stellungnahme, das Mißtrauen der Gemeinden gegeneinander zeigte sich aber wiederum in erstaunlicher Weise, als man die Rohrleitung über Schopfheim hinaus nach Wehr und dem Rheintal vortrieb. Schopfheim und Zell machten ihren eigenen Zweckverband, um von den „Lörrachern" nicht abhängig zu werden. Daß dieses Gebilde auf die Dauer nicht lebensfähig bleiben konnte und einmal dem Lörracher Werk als reife Frucht in den Schoß fallen mußte, war klar. Typisch aber war der Versuch, zunächst einmal seine eigenen Wege zu gehen. —

Jede Stadt hat ihre eigenen Verkehrsprojekte, und es ist gut, daß nicht alle diese Pläne Erfolg haben. So hatte man sich, als die Rheintalbahn in den sechziger Jahren bis zur Schweiz durchgeführt wurde, in Lörrach lebhaft dafür eingesetzt, daß die Bahn nicht nach Basel, sondern über Lörrach unmittelbar nach Zürich geführt werde. Auch Zürich hatte Interessentengruppen dafür gewonnen, während Basel ebenfalls in Karlsruhe seinen Einfluß geltend machte. Und dieser war immer bedeutend. Hatte doch das badische Fürstenhaus in Basel ehedem ein Schloß, das heutige Bürgerspital, das manchmal in schweren Zeiten den Markgrafen als Zuflucht gedient hat. (In jenem Schlosse war zeitweilig auch die markgräfliche Gemäldesammlung untergebracht, die heute einen Teil der Galerie in der Karlsruher Kunsthalle ausmacht.) Ausschlaggebend aber waren wohl die verkehrspolitischen Gesichtspunkte, die so klar auf der Hand liegen, daß man sich ihnen nicht verschließen kann.

Mit dem Bahnhof ging es Lörrach wie mit dem Fürstenschloß. Denn in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte die Regierung von Baden-Durlach beabsichtigt, in Lörrach einen stattlichen Fürstensitz zu erbauen. Die noch vorhandenen Pläne zeigen einen Ausbau des hinter der evangelischen Stadtkirche liegenden alten Schlosses, das später Bezirkskommando wurde. Vom Schloß aus war am Hang bis zur Wiese hinunter ein ausgedehnter Park vorgesehen. Man kann es schon bedauern, daß aus diesen Plänen nichts wurde. Lörrach hätte dadurch außerordentlich gewonnen.

Ein Bahnprojekt, hinter das sich alle Wiesentalgemeinden stellten und das kurz vor dem Kriege lebhaft erörtert wurde, war das der Verbindung Basel—Stuttgart durch das Wiesental unter dem Feldberg hindurch und über Bärental—Villingen. Die Freiburger forderten eine Verbindung nach Stuttgart über Elzach. Für beide Vorschläge wurde geworben. Man hielt Versammlungen ab und ließ Vermessungen vornehmen. Ausgeführt ist bis jetzt keines dieser Projekte.

Dagegen wird ein anderes, damals aufgetauchtes verkehrspolitisches Problem, das den meisten anfänglich phantastisch erschien, heute zielbewußt in Etappen zur Vollendung geführt. Im Anschluß an die Bestrebungen, den Rhein bis Basel schiffbar zu machen, die von Nationalrat Gelpke in Basel mit Begeisterung und Sachkenntnis vorwärts getrieben wurden, wurde der Gedanke aufgeworfen, in Basel nicht haltzumachen, sondern zu untersuchen, ob man nicht auch die Strecke von Basel bis Konstanz schiffbar machen könne. In Waldshut wurde von wenigen Männern der Oberrhein-Schiffahrtsverband gegründet, der sich die Werbung für dieses Ziel angelegen sein läßt. Wir waren etwa unser sieben bei dieser Gründung. Heute ist der Gedanke, Kraftwerke und Schiffahrtsschleusen von Basel bis Konstanz zu

bauen und damit eine gemeinsame große Linie in die Ausnutzung dieser wertvollen Wasserkräfte zu bringen, selbstverständlich und der früher oft belächelte Gedanke Allgemeingut geworden.

Wenn Lörrach auch nicht am Rhein liegt, so nützt der Stadt doch alles, was die Wirtschaft am Rheinknie auf deutscher Seite befruchtet, und es war daher selbstverständlich, daß es alle diese Verkehrsprobleme unterstützte. Damals schon setzten auch die Bemühungen ein, die Stadt unmittelbar auf ebener Straße mit Weil zu verbinden und dadurch näher an den Rhein zu kommen. Die Grenzziehung zwischen der Schweiz und dem Reiche ist hier äußerst ungünstig. Wie der Korken eine Flasche schließt die Schweiz das Wiesental beim Ausgang nach dem Rhein zu ab. Man behauptet, der Schweizer Unterhändler beim Westfälischen Frieden von 1648, der Bürgermeister Wettstein von Basel, habe damals dafür gesorgt, daß rings um seinen Hof in Riehen Schweizer Gebiet bleibe. Der alte Wettsteinsche Hof besteht heute noch, und es trifft auch zu, daß nach beiden Seiten die Schweizer Grenze sich auf die Höhen zieht, die das Tal umschließen. Mag die Anekdote wahr sein oder nicht: Richtig ist, daß man die Grenze nicht besser hätte ziehen können, wenn man sie in der Absicht, das dahinter liegende deutsche Gebiet zu benachteiligen, ziehen wollte. Der Wunsch, eine zollfreie Straße zum Rhein zu erhalten, ist für Lörrach und seine industrielle Umgebung eine Selbstverständlichkeit. Die Verhandlungen mit den zuständigen politischen wie den Zollstellen in Deutschland und der Schweiz waren nach langen, zähen Bemühungen so weit gediehen, daß man einen günstigen Erfolg nahe vor sich sah — da kam der Krieg und begrub fürs erste diese Hoffnung.

Ein anderes Gebiet, bei dem man mit den anderen Gemeinden des Wiesentals einträchtig zusammenarbeitete, war die Erschließung der Naturschönheiten ringsum. Im Schwarzwaldverein in Lörrach fanden diese Bestrebungen ihren Mittelpunkt. Auch die Basler Wanderfreunde gehörten ihm lange an, bis sie eine eigene Ortsgruppe gründeten. Im Winter waltete der Skiklub seines Amtes. Skilaufen war damals noch ein verhältnismäßig neuer Sport. War doch erst anfangs der neunziger Jahre der Feldberg zum erstenmal dem Schneeschuh erschlossen worden. Volkstümlich wurde der Ski erst später. Die Lörracher suchten sich die Gersbacher Höhe für ihre Übungsfahrten aus. Die Erinnerung an diese wundervolle Winterlandschaft mit dem Blick auf Jura und Alpen wird den nie verlassen, der sie einmal genossen hat.

Das anfängliche Mißtrauen der Gersbacher wurde bald dadurch unterhöhlt, daß die eigene Jugend den Städtern zu folgen begann und mit selbstgefertigten „Scheiten" die Abhänge hinuntersauste. Durch Wettrennen und Preise stachelte man den Ehrgeiz der Dorfbewohner an. Bald war ein freundliches Verhältnis zu ihnen angebahnt. Heute ist der Schneeschuh überall im Schwarzwald heimisch und auch als ein notwendiges Verkehrsmittel geschätzt.

Am 1. April, dem Geburtstag Bismarcks, fanden sich stets Freunde des großen Kanzlers aus Baden und dem Elsaß auf dem Feldberg zusammen, um diesen Tag zu feiern. Die Entlassung Bismarcks war das Ereignis, das zuerst ein tiefes Mißtrauen in die Person und Fähigkeiten des „jungen" Kaisers aufkommen ließ. Mit Sorge verfolgte man die Zickzackwege der deutschen Außenpolitik. Für den Bismarck-Tag auf dem Feldberg im Jahre 1914 hatte man mich zum Festredner bestimmt. Noch war tiefer Winter auf den Bergen. Mit dem Schlitten fuhren wir den wundervoll im stillen

Schnee unter tiefblauem Himmel liegenden Höhen zu. Am Vorabend wurde beim Bismarck-Denkmal auf dem Seebuck ein Kranz niedergelegt. Am anderen Tag fand im Saal des Feldberger Hofes die Feier statt. Ich sprach über den Menschen Bismarck, seine starke, dem Vaterlande zugeschworene Arbeit bei einem manchmal überraschend zarten und immer phantasievollen Gemüt; so sei seine Persönlichkeit das Vorbild des deutschen Mannes, an dem man auch in schweren Zeiten sich aufrichten könne.

Nachher standen wir lange auf der Anhöhe gegen das Herzogenhorn zu. Einige junge Forstleute konnten ihre Sorge um die europäische Lage nicht verhehlen. Die schöne Landschaft erschien uns plötzlich wie in graue Schleier gehüllt. Nur wenige Monate nachher hatte der Krieg uns alle in seine Strudel gezogen. —

1914.

Am 31. Juli 1914 verkündeten in Lörrach ein paar Mann der Feuerwehr im Auftrag der Stadt unter Trommelwirbeln das Bestehen des Kriegszustandes. Die Reichsregierung legte bewußten Wert auf die Einhaltung herkömmlicher Formen. Die deutschen Kriegserklärungen, die unmittelbar folgten, und die Erklärung des Reichskanzlers über den Einmarsch in Belgien entsprachen dem gleichen Gefühl. Wie oft hat man später in der Schweiz, wenn man schon glaubte, bei Erörterungen über die Kriegsschuld die Zweifelnden von der Zwangslage Deutschlands bei Kriegsbeginn überzeugt zu haben, immer wieder hören müssen: „Ihr habt aber angefangen!" Findet die deutsche Schuldlosigkeit nicht gerade in ihrer fast kindlich anmutenden Ehrlichkeit bei Ausbruch des Krieges deutlichen Ausdruck? Fern von dem Mittelpunkt des politischen Geschehens schien uns gefühlsmäßig manches von diesen Einzelheiten der politischen Führung nicht ohne weiteres erklärlich. Daß Deutschland aber eine „Schuld" am Kriege treffe, schien uns mehr als absurd, ist ja inzwischen auch geschichtlich widerlegt worden. Der Schwung und die Begeisterung, die jeden mitrissen, als das deutsche Volk aufstand und sich zum Kampf rüstete, trugen im übrigen über alle Zweifel hinweg.

An der Grenze trat diese Einmütigkeit und Geschlossenheit besonders erhebend zutage. In der benachbarten Schweiz herrschte Nervosität und Unruhe, die, wenn man über die Grenze nach Deutschland kam, völlig verschwand und einer ruhigen Entschlossenheit wich. Die Mobilmachung war bis ins kleinste vorbereitet und wickelte sich wie das Räderwerk einer guten Uhr fast reibungslos ab. Fehler kamen natürlich vor, aber sie wurden ohne Aufgeregtheit bereinigt. So hatte das Konsulat in Basel die Deutschen in der Schweiz zu früh mobilisiert, so daß die Leute zu uns herüberkamen, ehe man sie einziehen konnte. Weil sie nach der Schweiz nicht mehr zurück konnten, mußte man sie vorerst unterbringen und belegte, da es für Lörrach allein zu viele waren, die Wiesentalgemeinden bis Wehr mit Privatquartieren für sie.

In Lörrach selbst entfiel auf die drei Stellen, Bezirkskommando, Bezirksamt und Rathaus die Hauptarbeit. Es verursachte besondere Freude, daß einige Radikale, die immer in Opposition gestanden hatten, sich freiwillig meldeten und für Botendienste zur Verfügung stellten. Ein neuer Geist schien alle erfaßt zu haben: Jeder wollte dem anderen helfen, ihm etwas Gutes tun, zeigen, daß auch er nur noch Deutscher war!

Alsbald nach Kriegsbeginn bekam Lörrach den Auftrag von der nächsten Armeeabteilung, bei der Armierung der Feste Istein mitzuarbeiten. Es war Proviant zu beschaffen, Eisenteile mußten geliefert werden, usw. Der Kommandant der Feste rief mich an, um die benachbarte Stadt zu grüßen. Wir versicherten ihm, daß wir bis zum letzten Knopf alles geben würden, was nötig sei. Der Istein war der Schutz der ganzen Gegend und erfüllte schon durch sein bloßes Dasein seinen Zweck.

Allerdings war bekannt, daß er ernstlichem Sturm nicht lange gewachsen sein würde. Die rasche Einnahme der Felsennester um Lüttich bewies deutlich, wie es um solche Befestigungen stand. Einige Offiziere, die während der Mobilmachung in Lörrach weilten, deuteten vertraulich an, daß, wenn die Dispositionen einen stärkeren Abzug unserer Truppen vom Oberelsaß nötig machen würden, unsere Stadt unter Umständen in den Kriegsschauplatz einbezogen werden müsse. Eine gewisse Unruhe war deshalb auch in der Bevölkerung zu beobachten. Vom Rathaus geschah alles, um sie zu bannen. Meine Frau, die mit einem kurz vor Kriegsbeginn geborenen Töchterchen in der Klinik in Freiburg lag, kam zurück. Das wirkte beruhigend. Die Fahrt von Freiburg nach Lörrach verlief eigenartig. Da die Rheinebene infolge der Kämpfe im Sundgau nicht für Privatautos mehr befahrbar war, fuhren wir von Freiburg über den Notschrei und Todtnau ins Wiesental. Vorne saß ein Sanitätsmann, im Wagen außer uns und der kleinen Erdenbürgerin eine Krankenschwester. Der Sanitäter hatte vor allem die Aufgabe, den Bürger- und Bauernwehren in den Dörfern, die alle Wagen auf „Spione" untersuchten, die nötigen Erklärungen zu geben, damit wir passieren konnten.

Auch in Lörrach war eine Bürgerwehr einberufen, aber schon am Tage nach ihrem ersten Ausmarsch wurde sie wieder eingezogen. Konstanzer Militär besetzte die Grenze. Da alle, die in die Schweiz wollten, an der Grenze zunächst einmal zurückgehalten wurden, war die Stadt bald mit Menschen überfüllt. Es war ein Glück, daß das Wetter so schön war, so daß die vielen, die auf den Gehwegen und im Hebelpark übernachteten, wenigstens nicht naß wurden. Eine englische Cook-Gesellschaft war darunter, ferner viele Gäste aus Baden-Baden, Badenweiler und anderen Schwarzwälder Kur-

orten, aber auch von weiter her. Bald waren Metzger und Bäcker ausverkauft. Die Stadt wandte sich hilfesuchend an die Militär- und Regierungsstellen. Man öffnete dann an bestimmten Stunden die Grenze und ließ die Unverdächtigen, Frauen, Kinder und Greise, hinaus. Manche mußte man mit Geld unterstützen, erhielt auch in manchen Fällen das Geliehene wieder zurück.

Die Konstanzer waren inzwischen an die Front gerückt, und Landsturm besetzte die Grenzlinie. Der Kommandeur des Bataillons Lörrach, General von Liebenstein, war nun die oberste Instanz. Die Beziehungen zwischen Militär und Verwaltung gestalteten sich unter ihm denkbar gut.

Die Begeisterung, die unser ganzes Volk mitriß, trieb die Jugend, aber auch manche Älteren zu den Fahnen. Viele mußten zurückgewiesen werden. Mir wurde bedeutet, daß der Posten in der Stadt so wichtig sei, daß ich ihn nicht verlassen dürfe, zumal die Kriegsereignisse im Oberelsaß sich nicht übersehen ließen.

In der Stadt verfolgte man natürlich alle Ereignisse mit der brennendsten Anteilnahme. Allerlei Gerüchte schwirrten durch die Stadt.

Eines Morgen's ließ mich der Oberamtmann zu sich bitten und eröffnete mir, er habe soeben erfahren, daß die Franzosen in die Schweiz eingebrochen und auf dem Anmarsch auf Lörrach seien. In spätestens einer Stunde müßten sie da sein. Man solle doch sofort alle Waffen in städtischen Gebäuden entfernen, damit man nicht nach Kriegsrecht behandelt werde. Wir hatten aber nur die Waffen der (damals noch städtischen) Polizei. Es zeigte sich bald, daß alles Legende war.

Inzwischen kamen die Grenadiere, die Hundertneuner, von Karlsruhe nach Lörrach ins Quartier, darunter viele alte Bekannte. Als ich an diesem Tage nach harter Arbeit endlich

um Mitternacht zur Ruhe ging, läutete es, und einer der Offiziere, ein früherer Schulkamerad aus Mosbach, bat mich, doch in den „Hirschen" zu kommen, um dem Regimentskommandeur Auskunft zu geben. Dort saßen die Offiziere an einem langen Tisch. Der Kommandierende stellte die Frage, ob ich es für möglich halte, daß die Franzosen über die unbewachte schweizerische Grenze im Süden in die Stadt kämen, und ob man in dieser Richtung Patrouillen schicken solle. Die Herren hatten wilde Nachrichten bekommen. Ich konnte sie beruhigen mit dem Hinweis, daß ein Einmarsch in die Schweiz nicht so rasch und unbemerkt vor sich gehen könne. Zudem hätte ich gesehen, daß in Basel die Schweizer Soldaten aufmarschiert seien, daß die Brücken besonders geschützt seien usw. Ich hatte nämlich über Mittag den zuständigen Regierungsrat in Basel besucht und unter anderem mit ihm darüber gesprochen, ob die Stadt Basel die Lörracher aufnähme, falls Lörrach beschossen würde. Denn diese Möglichkeit lag damals nahe. Ich fand in Basel durchaus Entgegenkommen. Nur eine Bedingung wurde gestellt: Beschränkung auf eine gewisse Anzahl, namentlich Frauen und Kinder, die mit blauen Armbinden zu versehen seien. Die freundschaftliche Beziehung hatte diese, natürlich nur mündliche Vereinbarung möglich gemacht, die man glücklicherweise später nicht zu benützen brauchte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich mich von der Schweizer Rüstung überzeugen können, und konnte daher auch die Offiziere im „Hirschen" beruhigen.

Schon bald nach Kriegsbeginn fuhr eines Tages ein Zug mit gefangenen Franzosen aus dem Gefecht bei dem nahe gelegenen Tagsdorf durch die Stadt. Auf einem der Trittbretter stand der Stettener O. und blies auf einer verbeulten französischen Trompete. Man sah, als die Gefangenen durch die Stadt geführt wurden, nirgends Haß oder auch nur

Unfreundlichkeit bei der Bevölkerung. Sie hielt sich ruhig und betrachtete die französischen Soldaten neugierig.

Nach den Gefechten im Oberelsaß waren es die Kämpfe in Lothringen, die alles Interesse und auch die im Oberelsaß stehenden Kräfte an sich zogen. Deutsche wie Franzosen ließen zunächst nur noch schwache Truppen südlich von Mülhausen. Aber der stete Kanonendonner, der von dort in unsere Stadt drang, erinnerte daran, daß die Kämpfe auch da nicht abrissen. Jedermann wollte den kämpfenden Truppen irgend etwas Gutes tun, und so fuhr ich auch einmal mit Gaben der Stadt an die Front im Sundgau. Noch war der Krieg nicht zu seiner späteren Form erstarrt. Die Stäbe lagen in Schulhäusern oder Wirtschaften, und Unterstände gab es nur in sehr primitiver Form. Die Mannschaften wurden nach ein paar Stunden abgelöst und lagen dann in den Privatquartieren. Es war ein eigenartiges Gefühl, zum erstenmal auf dem freien Feld zu stehen, der Geschoßwirkung des Feindes ausgesetzt. Eine Sanitätsmannschaft gab uns für die Heimfahrt einen Mann mit, der einen Nervenschock erlitten hatte. Wir mußten ihn, als wir nach Hause fuhren, festhalten, weil er immer aus dem Wagen springen wollte, bis wir ihn ins Lazarett von Hüningen einlieferten, wo er in der gleichen Nacht noch starb.

Eine kurze Darstellung der Kämpfe im August und September 1914 im Oberelsaß mag zeigen, wie nahe die Stadt diesen Ereignissen war, und wie die Lage für sie ohne die tapfere Abwehr leicht hätte gefährlich werden können. Ich folge dabei damaligen Aufzeichnungen.

Das Tor zwischen Vogesen und Schweiz nach Frankreich hinein ist durch die Festung Belfort gesperrt. Für den Angriff von Westen ist dieses Tor offen. Der französische Generalstab, der als erstes die allgemeine Offensive wollte, plante daher

neben den Angriffen im Norden einen starken Vorstoß aus Belfort, um den linken Flügel der deutschen Armeen zu fassen. Wenige Tage nach Kriegsausbruch begann der Vormarsch starker französischer Kräfte aus dem Belforter Loch ins deutsche Oberelsaß. Der deutsche Grenzschutz hielt tapfer stand und schuf so die Möglichkeit ungestörter Mobilisierung in Mülhausen und Lörrach. Langsam, aber befehlsgemäß wich der Grenzschutz etwa bis zum 7. August nach dem Rhein zurück, nachdem bei Altkirch und Tagsdorf erbitterte Kämpfe die Übermacht der Franzosen erwiesen hatten. Die Franzosen drangen nach, besetzten Mülhausen und die Höhen bei der Stadt und den Sundgau mit ihrem ganzen 7. Armeekorps und einigen Divisionen aus Belfort. Am 9. August begann ein deutscher Gegenstoß. Nach erbitterten Nahkämpfen wurde das französische Heer von etwa 50 000 Mann aus dem Sundgau hinausgeworfen und Mülhausen befreit. Es gelang nicht, die feindlichen Truppen in die Schweiz abzudrängen, aber sie wurden bis zu den Forts von Belfort zurückgejagt.

Am 19. August rückten die Franzosen aus Belfort erneut mit etwa zwei Korps an. Dieser Vormarsch war von der französischen Heeresleitung als Flankenstoß zur Unterstützung des allgemeinen französischen Angriffs auf die Linie Metz—Straßburg gedacht. Den Eindringlingen warfen sich, in die breite Front von Pfirt bis Mülhausen auseinandergezogen, ganz schwache Abteilungen deutscher Landwehr entgegen. Was von diesen prächtigen Truppen geleistet wurde, ist bewundernswert. Das vernichtende Feuer der Maschinengewehre verursachte dem vordringenden Feind erhebliche Verluste. Bei Tagsdorf wurde u. a. ein Angriff afrikanischer Jäger vernichtend abgeschlagen. Reste dieser Truppe kamen als Gefangene nach Lörrach. Dennoch gelang es den Franzosen, Mül-

hausen und den Sundgau bis zur Reichweite der Kanonen von Istein zum zweitenmal einzunehmen.

Da erfolgte am 20. und 21. August der entscheidende Schlag in Lothringen gegen das französische Zentrum. Am 22. August befand sich der Feind auch im Oberelsaß im Abzug. Hätten die deutschen Truppen die Franzosen bei Metz nicht geworfen, so wäre zweifellos der Einmarsch im Oberelsaß mit stärkeren Kräften weitergeführt und auch der Istein angegriffen worden. So aber verfolgten unsere Truppen von Metz aus den Feind in das Innere Frankreichs. Im Elsaß kämpfte man um die Vogesenpässe und um den Besitz der steilen Höhen an der Grenze.

Als dann Joffre am 6. September nach der Sammlung der französischen Truppen den Befehl zur Gegenoffensive an der Marne gab, wurden erneut französische Kräfte aus Belfort nach dem Elsaß geworfen. Am 8. September wurden die schwachen deutschen Abwehrkräfte auf die Rheinlinie zurückgedrängt. Der Schutz der Isteiner Festungsgeschütze verhinderte aber ein weiteres Vordringen der Franzosen gegen den Rhein zu. Sie überfluteten wiederum den Sundgau und besetzten zum drittenmal Mülhausen.

Am 9. September morgens begann mit frischen Kräften der deutsche Gegenstoß. Bei Sennheim und Thann waren die entscheidenden Kämpfe. Am 11. September begannen die Franzosen, um die bedrohte Stellung bei Thann zu entlasten, von Altkirch nördlich auf der ganzen Front anzugreifen. Die Deutschen mußten den an Zahl überlegenen Feinden die letzten Landwehrreserven entgegenstellen. Der Angriff wurde zum Stehen gebracht. Am 12. September konnten dann die Deutschen einige Stellungen bei Thann mit dem Bajonett nehmen und auf der Straße nach Sennheim vordringen. Die Franzosen setzten am 12. September noch einmal eine frische Division bei Burnhaupt

ein. Ein deutscher Flieger aber stellte den Angriff rechtzeitig fest, so daß man bei Aspach eine Haubitzenbatterie bereitstellen konnte. Deutsche Infanterie ging gegen Schweighausen vor. Unter dem Feuer der Haubitzen vollzog sich der Rückzug der Franzosen panikartig. Während der Verfolgungsgefechte (die etwa 3000 französische Gefangene einbrachten) rückten Verstärkungen aus Belfort heran. Die ganze letzte Septemberwoche wurde bei Altkirch und Umgebung lebhaft gekämpft. Diese Kämpfe zogen sich auch in den Oktober hinein. Manche blühenden Dörfer und Städtchen im Oberelsaß wurden zerstört. Erst als die Fronten im Stellungskrieg zu erstarren begannen, trat einigermaßen Ruhe ein. Aber die Höhen der Vogesen waren während des ganzen Krieges immer wieder Schauplätze heftiger Kämpfe. Am Hartmannsweilerkopf und auf anderen Gipfeln der Vogesen floß unendlich viel kostbares Blut. —

Der Krieg hatte bei vielen Zweifel an der rationalistischen Auffassung der Vorkriegszeit aufkommen lassen. Eine Fülle von Erzählungen über Ahnungen, merkwürdige Errettungen, schicksalhafte Todesfälle und unerklärbare Vorgänge brachten die Erlebnisse im Felde mit sich. An zwei Berichte erinnere ich mich noch, die ernste und glaubhafte Lörracher vom Felde mitbrachten.

Ein Soldat, der bis zur Tollkühnheit tapfer gewesen sei, habe sich stets dagegen gewehrt, seinen bei verschiedenen gefährlichen Patrouillengängen zerrissenen und vielfach geflickten Uniformrock zu wechseln. Sein Leutnant habe ihm wiederholt befohlen, sich einen neuen Rock geben zu lassen, aber er habe immer gebeten, den alten behalten zu dürfen. Schließlich habe der Offizier, der den Mann wegen seiner Tapferkeit besonders schätzte, selbst einen neuen Rock besorgt und dem Soldaten befohlen, ihn zu tragen, da der alte zu schlecht sei.

Mit dem größten Widerstreben habe sich der Tapfere endlich gefügt. Von da an sei er ein völlig anderer Mensch gewesen, ängstlich, mißmutig, nicht mehr zu erkennen, und beim nächsten Patrouillengang habe ihn die Kugel hinweggerafft.

Und der weitere „Fall": Einige Zeit vor Kriegsausbruch träumte der Erzählende, er liege mit seiner Truppe hinter einer kleinen Mauer und sehe die Franzosen vor sich auf dem Felde liegen. Bei dem Feuergefecht, das sich entspann, habe er eine Kugel in die Schulter bekommen. Den Traum erzählte er beim Erwachen mit allen Einzelheiten seiner Frau. Als er in der Schlacht in Lothringen im August 1914 mit seiner Kompanie hinter einer kleinen Mauer gelegen sei, habe er sich plötzlich daran erinnert, daß er das alles schon im Traume erlebt habe und genau die Örtlichkeit wieder erkannt. Im gleichen Augenblick sei eine Kugel in seine Schulter eingedrungen.

An einem Abend im September kam ich vom Stadtwald über den Hünerberg zurück. Vom Westen her rollte der Donner der Geschütze herüber. Die leichten Wolken am Himmel hatten sich rot gefärbt, es schien, als ob der ganze Himmel rot von Blut sei. Eine das ganze Herz erfüllende Trauer und Bangigkeit schien auf die Erde herabzusinken und umdüsterte alle Gedanken. Aber die Gefühle der Besorgnis muteten fast wie ein Verbrechen an. Die deutschen Truppen waren ja von Sieg zu Sieg geeilt, hatten die belgischen und nordfranzösischen Festungen im Flug erobert. Hindenburg und Ludendorff hatten bei Tannenberg die Russen besiegt. Man hörte vielfach die Meinung, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, kämen auch unsere Truppen zurück. Man hatte daher Grund, sich des Kleinmuts zu schämen, konnte aber gleichwohl die dunkle Stimmung nicht überwinden. Der blutrote Wolkenhimmel stand ruhig und drohend über dem Land.

Wenige Tage späte hörte man, daß an diesem Tage der Vormarsch zum Stillstand gekommen war, daß der für den Kriegsausgang entscheidende Rückzug begonnen hatte. Ein mir nahestehender Verwandter war zur gleichen Zeit an der Spitze seines Regiments an der Marne angesichts des ferne auftauchenden Eiffelturmes gefallen.

Nun begann der Wettlauf der sich im Westen gegenüberliegenden Armeen nach dem Meere, da jeder der beiden Gegner versuchte, den anderen am äußersten Flügel zu umfassen. Antwerpen fiel. Aber die Überschwemmungen bei Ypern hemmten den Vormarsch, und gegen Ende des ersten Kriegsjahres begann der Krieg im Westen zum Stellungskampf zu erstarren. Als Weihnachten und Neujahr herankamen, wußten wir, daß die Hoffnung, den Feind im Westen im ersten Ansturm zu vernichten, sich nicht erfüllt hatte. Aber die Front hielt da drüben fest, und im Osten hatten die beiden besten Feldherren des Weltkrieges allen Stürmen standgehalten und standen vor Warschau.

1915—1918.

Im weiteren Verlauf des Krieges begannen sich Mängel an notwendigen Gegenständen des täglichen Bedarfs einzustellen. Alles hing von der Ernte ab, Zufuhren von außen waren abgeschnitten. Anfangs kam noch mancherlei aus der benachbarten Schweiz. Aber die S. S. S. (société surveillance suisse), die von dem Feindbund eingerichtet wurde, bezog die Schweiz in das Blockadesystem der Feinde ein, beseitigte die wirtschaftliche Neutralität der Schweiz und zwang sie zur Reverenz vor diesem Geßlerhut, da sie selbst von den Zufuhren aus Übersee abhing.

Diese Einschnürung Deutschlands stellte das Land vor völlig neue Aufgaben. Den Städten und Ämtern oblag die Versorgung der Bevölkerung mit allem Nötigen. Der Bürgermeister mußte Kartoffeln, Fett, Öl, später auch Kleider und Schuhe beschaffen und verteilen. Besondere Fürsorge erforderte die Bereitstellung von Milch. Durch Verhandlungen mit der Schweiz gelang es, ein bestimmtes Quantum von drüben zu bekommen. Es reichte aber bei weitem nicht aus. Die Stadt erwarb daher ostfriesisches Vieh, das neben dem gewohnten braungefleckten Oberbadischen und Simmenthaler Schlag in seinem sauberen Schwarz-Weiß reizvoll genug auffiel. So war wenigstens für die Säuglinge gesorgt. Alle Nah-

rungsmittel waren mit der Zeit nur gegen Karten zu haben, also streng rationiert. Die Rationen an Fleisch, Brot und Kartoffeln wurden immer kleiner. Eier kamen erst wieder nach dem rumänisch-serbischen Feldzug aus dem Balkan.

Auch die Heimat hat der Front im Ertragen von Entbehrungen vielfach nicht nachgestanden. Das Schlimme war aber, daß die Verhältnisse sehr ungleich waren. Es gab einige Gegenden in Deutschland, bei denen von Mangel wenig zu spüren war, während die meisten der Not jeden Tag ins Auge schauen mußten. Und es gab „Hamsterer", die sich trotz aller Aufsicht hintenherum gegen gute Preise verschaffen konnten, was sie brauchten. Die Zwangswirtschaft — das zeigte sich deutlich — hat da ihre Grenze, wo die Not größer ist als die Angst vor dem Erwischtwerden. Glücklicherweise hielt wenigstens die Mehl- und Brotversorgung einigermaßen stand. Was aber der Ausfall einer Kartoffelernte bedeutet, das konnte man im „Rübenjahr" erleben.

Dadurch, daß die Leitung der Gemeinde und die des Kreises in einer Hand lagen (seit 1910), war in mancher Beziehung ein Ausgleich der Gegensätze zwischen Stadt und Land möglich, die sich aus der Natur der Dinge ergeben hatten. Mußten doch die Städter neben den rationierten Lebensmitteln, die sie auf Karten erhielten, weitere beschaffen, um leben zu können. Eine Völkerwanderung ergoß sich daher von den Industriegemeinden in die Bauerndörfer, und bald schlossen die Bauern ihre Türen, um nicht selbst in Not zu geraten. Neben der Zwangswirtschaft und gegen das Gesetz entwickelte sich ein blühender Schleichhandel, und vor allem die Kinder bevölkerten die Landstraßen mit ihren kleinen Milchkännchen und Körbchen, vor jedem Gendarm oder Polizisten sich vorsichtig flüchtend.

Als im letzten Kriegsjahr ein Lörracher Bürger eines Tags gegen Abend auf die „Lucke", die Paßhöhe zwischen Wiesen- und Kandertal, kam, fand er dort ein weinendes Büblein, dem ein Gendarm sein Milchkännchen weggenommen hatte. Erbärmlich jammernd erzählte das Kind dem mitleidigen Bürgersmann, es habe mit großen Schwierigkeiten für seine kleinen Geschwister ein wenig Milch in Hammerstein bekommen, und nun müsse es mit leeren Händen nach Hause. Der Mann wollte helfen und sah nach dem Gendarmen aus, den er dann auch weiter unten auf der Straße gehen sah. Plötzlich blieb der Hüter des Gesetzes stehen, sah sich um und bückte sich am Straßenrand nieder. Dann zog er weiter. Der Mann nahm das Bübchen an der Hand und wollte dem Gendarmen nachlaufen, um ein gutes Wort für das Kind einzulegen. Als er an der Stelle vorbeiging, wo der andere sich gebückt hatte, fand er in einer Straßendohle das Milchkännlein stehen, aber nicht nur dieses, sondern auch einen beschlagnahmten Laib Brot und ein Stück Speck!

Dieses kleine Erlebnis zeigt, wo die Grenzen der Zwangswirtschaft liegen. Kein Zweifel, daß die Gendarmerie durchweg brav und treu ihrer Pflicht nachkam. Aber die Mannschaften hatten auch hungrige Kinder zu Hause; das erklärt manches und mag es auch teilweise entschuldigen.

Was hier im kleinen zu beobachten war, das zeigte sich dem Kundigen im großen. Manche Rohmaterialien der Industrie waren zwangsbewirtschaftet. Namentlich Wolle und Baumwolle wurden der Textilindustrie knapp zugemessen. In der Hedemannstraße zu Berlin erfolgte die Verteilung. Aber Berlin war weit weg vom Wiesental. Es war nur natürlich, daß es anderen manchmal besser gelang, für ihre Fabriken Rohstoffe zu bekommen als den oberbadischen Fabrikanten.

Als im Sommer 1917 der Vertreter Oberbadens im Reichstag, der weitbekannte und mir persönlich und politisch nahestehende Abgeordnete Dr. Blankenhorn von Müllheim, gestorben war, trug man mir das Mandat an. Daß ein solches Angebot einem tätigen Mann reizvoll erscheint, braucht nicht ausgeführt zu werden. Dazu kam die Überlegung, daß angesichts der Lage der Kriegswirtschaft ein kundiger Vertreter in Berlin manches für Stadt und Bezirk tun konnte. Das Bedenken, das ich hatte, bestand darin, daß im Fall meiner Wahl meine parteipolitische Ungebundenheit verlorengehen mußte. Ich machte deshalb die Annahme des Angebots von der Entscheidung des Gemeinderats und Bürgerausschusses abhängig. Der letztere tagte, nachdem der Gemeinderat zugestimmt hatte, am 2. Juli 1917. Zunächst sprach Herr Schwab, dem ich politisch nahestand, und empfahl die Zustimmung. Die übrigen Mitglieder gaben ähnliche Erklärungen ab. Der Vertreter der Handelskammer schloß sich an. So wurde ich dann gewählt.

Die Arbeit im Reichstag durfte jene in der Heimat nicht zu sehr stören. Mit den immer langsamer und schlechter fahrenden Zügen fuhr ich meistens am Samstag von Berlin zurück, um am Sonntag und Montag in Lörrach zu sein. Vortrefflicher Vertreter des Bürgermeisters war der erfahrene Gemeinderat Gottlieb Say, der den Beinamen „Fürst von Bulgarien" hatte (er wohnte im Stadtteil „Bulgarien"). Die Obhut für die technischen Werke der Stadt lag in den fürsorglichen Händen des sachkundigen und getreuen Stadtrats Kern. Immer war es eine Erholung, von der Hauptstadt nach Hause fahren zu dürfen, wo die Front näher und die Stimmung ernster war als in der vergnügungssüchtigen Großstadt. Bald aber war mir klar, daß mir die parlamentarische Arbeit nicht lag. Ich fand, daß man es draußen bei der praktischen Arbeit

mit der Verantwortung genauer nahm und daß sie viel mehr Befriedigung bot, die zum wenigsten ich im Reichstag selten empfand. In meiner früher veröffentlichten Schrift „Das schwarze Jahr" (gemeint ist 1918) ist dies näher geschildert.

Zu einem besonders eindrucksvollen Werk über Lörrach im Kriege wurde das Gedenkbuch für die 553 Gefallenen der Stadt. Jeder, der es besitzt, wird es sicher von Zeit zu Zeit in die Hand nehmen. Nie wird er es ohne tiefe Bewegung wieder weglegen.

Ich habe schon geschildert, wie nahe der Stadt die Kämpfe am Anfang des Krieges sich abspielten. Die Jahre darauf hörte man zwar immer wieder den Donner der Kanonen im Oberelsaß, aber es handelte sich dabei um örtliche Kämpfe, nicht mehr um große operative Kampfhandlungen. Dafür kamen nun die Flieger. Am 10. Oktober 1916 vernichtete eine Fliegerbombe zum erstenmal ein Menschenleben in Lörrach. Es war ein unschuldiges Kind! Ihm folgten später auch Erwachsene. Im allgemeinen war der Besuch feindlicher Flieger im Verhältnis zur Frontnähe dennoch nicht allzu häufig. Es ist anzunehmen, daß die schwierige Grenzlinie die Franzosen vom stärkeren Einsatz der Flugzeuge abhielt. Sie gerieten zu leicht in Gefahr, Schweizer Gebiet zu treffen, wenn sie die Stadt bombardierten. Die Vollmondnächte aber waren immer voll Sorge. Wenn die Fliegerabwehr in Tüllingen in Tätigkeit trat und feindliche Flugzeuge beschoß, war die Stadt wie ausgestorben. Die Abwehr konnte mit den damals noch unvollkommenen Mitteln meist nicht verhindern, daß die Flieger ihre verderbenbringenden Bomben über der Stadt abwarfen.

Im letzten Kriegsjahr wurde die Tüllinger Höhe als Teil der Hindenburglinie befestigt. Eine Drahtseilbahn wurde von

der Wiese aus hinaufgeführt. Betonstellungen für Artillerie wurden angelegt und schweres Geschütz hinaufgeschafft.

Alle leeren größeren Räume in der Stadt waren mit der Zeit Lazarette geworden. Diese füllten sich von der nahen Front immer mehr. Besonders die Gasvergiftungen brachten oft trübe Bilder mit sich. Dazu brach 1918 eine schwere Grippe-Epidemie aus. In dem kurz vor dem Krieg neu erbauten Realschulgebäude stand ein ideales Krankenhaus zur Verfügung. Viele sind aus diesem Gebäude, aus dem Frauenvereinsgebäude und den verschiedenen in den Fabriken errichteten Lazaretten wieder geheilt ins tätige Leben hinausgetreten. Andere, die ihr Leben hingeben mußten, sind auf dem Ehrenfriedhof der Stadt zur Ruhe gebettet: Draußen am Wald und Berghang in friedlicher Einsamkeit!

Der Gedanke des „totalen" Krieges, der heute selbstverständliche Voraussetzung jeder Kriegsvorbereitung geworden ist, war zu Beginn des Völkerringens noch völlig unbekannt. Erst im Laufe des Krieges traten neben die militärischen auch wirtschaftliche Maßnahmen. Die Nahrungsmittelversorgung des Heeres war geordnet, die der Heimat konnte nur unvollkommen durchgeführt werden, da nichts vorbereitet war und Reserven fehlten. Die „Zwangswirtschaft" war nur eine Behelfslösung; für eine solche hat sie verhältnismäßig gut funktioniert. Für die Rohstoffwirtschaft der Industrie war ebenfalls vor dem Krieg kaum Vorsorge getroffen. Auch sie konnte nur sehr unvollkommen durchgeführt werden, zumal das Volk, soweit es nicht bei der Fahne stand, erst zum Gedanken der Wirtschaftsgemeinschaft erzogen werden mußte.

In den beiden letzten Kriegsjahren wurde durch das „Hindenburg-Programm" die Zusammenfassung aller in der Industrie und dem Gewerbe Tätigen versucht. Da aber scharfe

militärische Maßnahmen dabei vermieden wurden, war man darauf angewiesen, Preis- und Lohnerhöhungen zu gewähren, um eine stärkere Anspannung der Kräfte zu erreichen. Die sogenannten Selbkostenverträge, die den Lieferungsaufträgen zugrunde lagen, nahmen den Unternehmern jedes Interesse an niedrigen Kosten für Material und Lohn. Junge, kaum der Schule Entwachsene bekamen unverhältnismäßig hohe Löhne, um sie gleich in ein scharfes Arbeitstempo zu bringen. Der Vergleich der draußen an der Front stehenden Soldaten mit den zum Teil übermäßig hoch bezahlten Arbeitskräften in den Munitionsfabriken mußte bei den Soldaten Mißmut und Unzufriedenheit erwecken. Zudem war uns allen noch nicht klar geworden, daß die höheren Löhne teilweise mit der Inflation zusammenhingen, die damals schon begann, und gegen die nur wenige mit dem Vorschlag, schon im Krieg die Steuern wesentlich zu erhöhen und namentlich die Kriegsgewinne zu belasten, vergeblich anzugehen versuchten. So wirkte vieles mit, um allmählich eine schlechte Stimmung im Volke zu erzeugen. Oft genug ist das von berufener Seite geschildert worden. Es wurde auch eingehend untersucht und nachgewiesen, daß man in der Abwehr solcher Stimmungen nicht energisch genug war. Die Zerrissenheit des Reichstags, dessen Parteien man schonen wollte, um die „Einigkeit im Innern" zu erhalten, machte solche Maßnahmen unendlich schwer, fast unmöglich, da die politische Führung selbst den zielklaren Weg nicht fand, der notwendig war, wenn ein ganzes Volk zur Geschlossenheit gebracht werden sollte.

Über den Ausgang des Krieges, die Ursachen und historischen Vorgänge des Zusammenbruchs ist eine Flut von Darstellungen veröffentlicht worden. Ich selbst war in den Tagen der Auflösung der ordnungsmäßigen Befehlsgewalten

bei der II. Armee bei Maubeuge und fuhr, als die Abdankung des Kaisers am Sonnabend, dem 9. November, bekannt wurde, alsbald zum Großen Hauptquartier nach Spa. Auf dem Wege dahin verbrachte ich die Nacht in Namur und erlebte am folgenden Tage, einem sonnenklaren Sonntag, den letzten (englischen) Fliegerangriff auf diese Stadt. Am gleichen Tag kam es zum Waffenstillstand. Im Maastal war bei den deutschen Etappentruppen die Revolution schon hell aufgelodert. Als ich um Mitternacht in Spa ankam, empfing mich in dieser Stadt, in der ich wenige Tage vorher die Ehre hatte, am Abendtisch des Generalfeldmarschalls von Hindenburg teilzunehmen, ein Mitglied des Soldatenrates in herausfordernder Haltung, die Mütze schief auf dem Kopf und die Hände in den Taschen. Die Erde schien aus den Fugen: Deutsche Truppen meuterten! Auch was wir über den Waffenstillstand, über die Vorgänge in Kiel, Berlin, München usw. hörten, ließ das Herz erzittern: Eine graue Zukunft vor uns! In der Hand unerbittlicher Feinde! In Gefahr, daß durch sie das zermürbte Reich in einzelne Teile zerrissen würde! Wir sahen im Geiste dieses unglückliche Vaterland wie ein hilfloses Geschöpf vor uns!

Das Hauptquartier unter der Führung von Hindenburgs hatte sich entschlossen, den politischen Zustand als gegeben anzusehen, die Armee zurückzuführen und im neuen Rahmen die Ordnung und Sicherheit in Deutschland wiederherzustellen. Die grundsätzliche Linie war damit entschieden. —

An mich trat die Frage heran, ob ich nach Berlin, wo ich kurz vorher den Posten eines Unterstaatssekretärs hätte übernehmen sollen, oder nach Lörrach fahren solle, d. h. in die Politik oder in die Verwaltung, in die Zentrale oder in die Lebensfront. Die Entscheidung war rasch getroffen: Es

galt jetzt, durch praktische Arbeit für die Erhaltung alles dessen sich einzusetzen, was uns wertvoll und teuer war. Daher fuhr ich am Abend des 11. November mit dem ersten Zug, der von Spa abfuhr (nachdem infolge der Revolution der Eisenbahnverkehr unterbrochen war), nach Köln und von dort nicht, wie meine Reisegefährten, nach Berlin, sondern nach Lörrach. Damit waren meine Zelte in Berlin und in der großen Politik endgültig abgebrochen. In Karlsruhe unterbrach ich kurz und verschaffte mir in den Ministerien ein Bild von der Lage in Baden. Neue Männer saßen dort auf den Ministerstühlen — und neue Gesichter empfingen mich auch in Lörrach neben den bekannten.

Winter 1918.

Am Samstag (10. November) war in Lörrach auf dem Marktplatz die deutsche und badische Republik ausgerufen worden. Widerstand dagegen hatte sich weder bei der Bevölkerung noch bei dem in der Stadt liegenden Landsturm-Bataillon gezeigt. Die äußere Ordnung war nicht gestört worden. Als ich am 13. November in Lörrach ankam, wartete eine Fülle von Arbeit. Dem war gut so, weil es den Geist von trüben Gedanken ablenkte. Der örtliche, für den ganzen Grenzbezirk gebildete Arbeiter- und Soldatenrat setzte sich sofort mit mir in Verbindung. Die gemeinsame Sitzung des Gemeinderates und des Arbeiter- und Soldatenrates am 16. November im „Hirschen" war bereits die letzte dieser Art. Von nun an wurden die städtischen Sitzungen wieder in das Gemeinderatszimmer im Rathaus einberufen, wo nur der Gemeinderat „Platz" hatte. Anfänglich entsandte der Arbeiterrat noch einen Vertreter, damit „die Republik keinen Schaden leide". Aber bald blieb auch dieser Horchposten weg, offenbar, weil man die Verantwortung des Rathauses für die zu treffenden Maßnahmen nicht teilen und sich die Freiheit der Kritik wahren wollte. Wenn so die Beziehungen zu den gewissermaßen „legalen" Organen der Revolution einigermaßen erträglich waren, so war das Verhältnis zu den illegalen um so schwieriger und unleidlicher!

Eine merkwürdige Sorte Menschen hatte die wilde Zeit an die Oberfläche gebracht wie Wasserblasen, die aus aufgewühltem Sumpf emporquirlen. Es waren meist hemmungslose Menschen, die keine Ahnung vom Zusammenhang der Dinge, von der gegenseitigen Bedingtheit eines sinnvollen Zusammenlebens in Staat und Gesellschaft und von der geschichtlichen Bedeutung eines Vorgangs hatten. Auf den Trümmern einer vernichteten Kultur („alles muß hin sein!") wollten sie das aufbauen, was in ihrem Kopf gärte, wobei jeder von ihnen sich etwas anderes vorstellte. Darin nur waren sie sich einig, daß man mehr zu essen haben müsse, ungebundener sein sollte, und daß alles, was nach Ordnung, Behörde, „Kapitalismus" u. dgl. roch, dem entgegen sei und deshalb beseitigt werden müsse.

Das durch den Kriegsausgang, Not und Kummer gewissermaßen betäubte Volk war den Ergüssen dieser verwirrten und oft wirklich kranken Gehirne wehrlos ausgeliefert. Der Glaube an die früheren Autoritäten war zusammengebrochen. Nur der Glaube an die leeren Versprechungen Wilsons — so lächerlich es heute klingt — und an die in kühler Berechnung von den Feinden in unser Volk geschleuderten trügerischen Ideen von Völkerversöhnung und Abrüstung hielt manche noch aufrecht. Weite Kreise glaubten es sogar, wenn ihnen gepredigt wurde, auch bei den Franzosen und Engländern werde die rote Fahne der Revolution aufsteigen, und dann werde alles gut. Man müsse nur die alten Gewalten beseitigen und zeigen, daß alles neu und anders sei, dann werde der Frieden für alle Völker kommen.

In dieser Zeit allgemeiner Verwirrung haben die deutschen Beamten durch ihr pflichtgetreues Festhalten an dem Gedanken der deutschen Einheit und Ordnung dem Staat unendliche Dienste geleistet und sein Fortbestehen gesichert.

Besonders von den Verwaltungsbeamten in Stadt und Land, die in täglichen und stündlichen Kämpfen mit den verwirrten Geistern und ihren eigensüchtigen oder klassenegoistischen Wünschen das gemeinsame Wohl aller zu verteidigen hatten, gilt dies. Ihnen ist nicht nur die Aufrechterhaltung der Nahrungsmittelversorgung in den Städten und leidliche Ordnung, sondern auch zum guten Teil die Erhaltung des staatlichen Zusammenhalts zu danken. Denn mit dem Zusammenbruch der Monarchie war zunächst jede staatliche Zentralgewalt in Reich und Land beseitigt. Es bestand nur noch die in Hindenburg verkörperte militärische Führung mit der Beschränkung auf die Armee. Deutschland war in eine Unzahl kleiner und kleinster Republiken zerfallen, nur lose zusammengehalten durch Machthaber, die usurpatorisch sich an die Stelle der Fürsten gesetzt hatten. Glücklicherweise aber war das Gerippe des Staates unversehrt. Die große Masse des Volkes, die das trotz allem deutlich spürte, ließ auch daran nicht rühren. In kritischen Augenblicken konnte man das mit tiefer Bewegung deutlich erkennen.

Die Lage war in der Grenzstadt, die durch den Kriegsausgang nun auch fast unmittelbar an die französische Grenze gerückt war, doppelt schwierig. Nach Lörrach kam ein großer Teil der Wehrmänner, die in der Schweiz wohnten und zu den Fahnen ihrer deutschen Heimat geeilt waren. Sie wollten zu Frau und Kind in die Schweiz zurück. Allein, dieses Land prüfte mit gründlicher Genauigkeit und — infolgedessen — Langsamkeit und wies unruhige Elemente zurück. Hierher kam auch ein erheblicher Teil der vertriebenen Elsässer und darunter manche Unzufriedenen. Die Zahl der Einheimischen, die von der Armee entlassen wurden, vermehrte diesen doppelten Zustrom und stellte die Stadt in Ernährung, Unterbringung und Beschäftigung vor die schwierigsten Fragen.

Die Männer von der Front mußten Schlange stehen vor den Läden oder aufs Land gehen, um sich Nahrungsmittel zu beschaffen. Die im Wege der Selbstverwaltung durch die Industriegemeinden des Wiesen- und Oberrheintales geschaffene „Erwerbslosenfürsorge", deren Vorsitz in meinen Händen lag, bewährte sich zwar gut, aber die geringen Beträge, an sich schon schwer aufzubringen, reichten nicht aus — auch nicht, als das Reich eine entsprechende Fürsorge für das ganze Reichsgebiet einrichtete. Arbeit und Brot wurden der tägliche Schrei so vieler — und doch wußte man nicht, woher beides nehmen. Wilde „Kommissionen" kamen auf das Rathaus, stießen Drohungen aus und ließen sich kaum beruhigen. Konnte man es den Leuten übelnehmen, die nach vierjährigem Kriegsdienst zu Hause Hunger und Not vorfanden, wenn sie in Verzweiflung gerieten und den Behörden das Leben schwer machten? Es war ein bitterer Winter, ein Von-Scholle-zu-Scholle-Springen im eisigen Strom, nie sicher vor dem Ausbruch böser Gewalten! Und doch war es auch erhebend, wenn man mitten im Strudel der Zeit die innere Festigkeit der Reichsidee feststellen konnte, und wenn man da und dort beim Appell an die Nächstenliebe herzliche Hilfsbereitschaft fand.

Ohne auf viele kleinere Kämpfe und Zusammenstöße jenes Winters einzugehen, seien die Vorkommnisse im März 1919 geschildert, da sie weit über das übliche Maß die Gemüter bewegten.

Für die Vogesenarmee lagen in der Umgegend von Lörrach allerlei Depots. Bei Haltingen ein Pionierpark; Mehl- und Getreidelager bei Eimeldingen. Nach Kriegsende wurden diese Vorräte teils versteigert, teils abtransportiert. Die Engstirnigkeit lokaler Gewalthaber legte derartigen Abtransporten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, weil man

die Vorräte für sich behalten wollte. Man bedachte nicht, daß man auf Zufuhren vom Innern Deutschlands angewiesen war und daß niemand ein größeres Interesse an dem glatten Funktionieren der Transporte hatte als die Industriegegenden. Wiederholt war, und sicher mit einem gewissen Recht, von den zentralen Versorgungsstellen mit Einstellung von Zufuhren gedroht worden, wenn lokale Arbeiter- und Soldatenräte den Dispositionen dieser Stellen zuwiderhandeln würden.

Nun waren wieder von dem Lager in Eimeldingen einige Wagenladungen abgerufen. Die Wagen wurden zum Lörracher Bahnhof gebracht und sollten von dort weiter gehen. Durch irgendwelche Hetzer verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Es sind Mehlwagen da, aber sie sollen „verschoben" werden. Man verlangte, die Stadt solle die Wagen „beschlagnahmen". Da man das ablehnen mußte, weil es Reichseigentum war, wurde die Aufregung immer größer. Eine Versammlung wurde auf den Abend im „Kühlen Krug" angesagt und der Bürgermeister eingeladen, teilzunehmen.

Man mußte angesichts der Erregung in der Bevölkerung einen turbulenten Verlauf der Versammlung befürchten. Gerade deshalb entschloß ich mich, sie zu besuchen. Denn es mußte ja leicht sein, die nötige Aufklärung zu geben. Würde sie nicht gegeben, so sah das nach Schuldbewußtsein und Drückebergerei aus, und es konnte erst recht Unheil daraus entstehen. Gegen Abend wurden mir verschiedene Warnungen zugetragen. In jener Zeit, da Lörrach zur neutralen Zone gehörte, die auf Grund des Waffenstillstandes gebildet wurde, war Militär in der ganzen Rheinebene nicht gestattet, und die Gendarmerie bestand nur aus so wenig Mann, daß sie höchstens als Schutz gegen einzelne Verbrecher in Betracht kam. Die etwa ein Dutzend Mann umfassende Schutz-

mannschaft der Stadt war also der einzige Rückhalt, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung vorhanden war, d. h., man mußte auf Überredung und Durchbruch der Vernunft vertrauen, wenn Unruhen entstanden. Ich nehme die Gelegenheit gerne wahr, um festzustellen, daß die städtischen Schutzleute stets unerschrocken und unermüdlich ihre Pflicht getan haben und daß nie ein Fall von Disziplinlosigkeit oder Feigheit vorgekommen ist.

Kurz vor Beginn der Versammlung im „Kühlen Krug" kam ein Mitglied des Gemeinderats zu mir. Von seinem Haus aus hatte der Gemeinderat gesehen, wie sich aufgeregte Menschen zum Versammlungsort bewegten, und er riet mir dringend, nicht hinzugehen. Als ich das ablehnte, erklärte er, dann gehe er mit, und den ganzen Abend blieb er mir getreulich zur Seite. Es war dies Kommerzienrat Garnier.

Ich ging also am Abend in den „Kühlen Krug", hörte die Beschwerden an und gab die nötige Aufklärung. Nachdem es allmählich zehn Uhr abends geworden war, ergab sich auch völliges Einverständnis der Versammelten. Aber die draußen auf der Straße Stehenden konnten nicht belehrt werden. Dort wurden Hetzreden gehalten, und besonders einige Frauen zeichneten sich durch wildes Gebaren aus. Die Schutzleute, die auf der Polizeiwache im Rathaus waren, schickten, als sie von der Erregung der Menge Kenntnis erhielten, zwei Mann zum „Kühlen Krug". Diese wurden aber, als sie ankamen, von der Menge umringt, angepackt und entwaffnet. Der eine erhielt einen Messerstich in die Schulter. Das wurde uns triumphierend in den Saal gerufen. Die Einberufer der Versammlung schlossen sofort die Sitzung. Inzwischen aber war der Saal durch die Menge blockiert. Niemand kam hinaus.

Hin und her wurde verhandelt. Die Wut der Leute draußen steigerte sich immer mehr. Da sehe ich plötzlich, wie

die Holzwand des Saales gegen die Wirtszimmer zu sich einbog. Die Menge wollte die Wand eindrücken und in den Saal eindringen. Kurz entschloß ich mich, zu den Tobenden hinauszugehen. Eine Anzahl beherzter Leute schloß sich an. Wir rissen die große Tür des Saales auf.

Ich ging die kurze Treppe an der Seitenwand des Gebäudes hinunter. Sofort umringten mich die Draußenstehenden. Ein Mann legte die einem der Schutzleute abgenommene Pistole auf mich an. Im selben Augenblick erhielt er einen Stoß und fiel rückwärts gegen die Menge zu, die infolgedessen ein wenig zurückwich. Durch die entstandene Lücke trat ich hindurch und gelangte, während die Rädelsführer sich mit ihrem gestürzten Kameraden beschäftigten, auf die Straße. Unwillkürlich machten mir die Leute Platz und ließen mich durch. Ein Mitglied unseres Bürgerausschusses sprang auf mich zu, faßte mich am Arm und flüsterte mir zu: „Springen, schnell!" Wir rannten beide die Straße ein paar Schritte hinauf. Jetzt aber kam Leben in die Menge. „Er ist entwischt!", „Schlagt ihn tot!" und ähnliche freundliche Zurufe hörte ich hinter mir. Sie sprangen hinter uns her. Es gab einen hellen Schein. Ein Knall neben mir! Im gleichen Augenblick zog mich Herr W. in das rasch geöffnete Tor eines Hauses. Wir eilten die Treppe hinauf in die Wohnung W.'s, während am Haus die Verfolger vorbeistürmten, immer mit dem wilden Ruf: „Schlagt ihn tot!"

Die Handgranate, die nicht weit von mir geplatzt war, hatte keinen Schaden gestiftet. Durch dieses kleine „Feuerwerk" war aber den Leuten entgangen, wo ich hingeraten war. Die Menge zog daher zum Bahnhof, wo die Mehlwagen standen, und krakehlte in der Stadt herum. Erst gegen Morgen konnte ich es wagen, nach Hause zu meiner naturgemäß höchst verängstigten Familie zu gehen und der

Schutzmannschaft Weisungen zu geben. Dann telephonierte ich den Nachtdienst der Kriminalpolizei in Freiburg an, die aber vorerst keine Hilfe in Aussicht stellen konnte, weil auch Freiburg zur neutralen Zone gehörte und ebenfalls nur wenig Mann Polizei hatte. Später unternahm ich einen Spaziergang durch den frühen Tag und überlegte, was zu tun, ging dann zu einem guten Bekannten in der Stadt, bat ihn, den Gemeinderat auf nachmittags einzuladen, und zwar, um Aufsehen zu vermeiden, ins Kreisgebäude, legte mich etwa um 7 Uhr morgens aufs Ohr und schlief ein paar Stunden fest und traumlos bis tief in den Tag hinein.

Der Gemeinderat sprach sein Bedauern über den Vorfall aus und stimmte allem zu, was vom Rathaus aus geschehen war. Nach lebhaften Telephongesprächen mit Regierung und Staatsanwaltschaft wurde endlich erreicht, daß die Regierung sich bereit erklärte, alle irgendwie entbehrlichen Gendarmen, die zwischen Karlsruhe und Konstanz aufzutreiben waren (es waren nur etwa 45!), zusammenzutrommeln, um die der Staatsanwaltschaft übertragenen Verhaftungen zu sichern. Da das aber einige Tage brauchte, hieß es, in der Zwischenzeit die Ruhe bewahren. Ich ging auf das Rathaus und der Tagesarbeit nach, wie wenn nichts geschehen wäre. Allerdings mußte ich es mir gefallen lassen, daß die Übeltäter frech auf der Straße mich ansahen und ihre Revolver zeigten. Es lag in unserem Plan, sie sicher zu machen, und das gelang auch vollkommen.

Von zwei Beobachtungen jener Tage, die mich besonders beeindruckten, sei noch gesprochen.

Als ich vom Saal im „Kühlen Krug" hinaustrat und auf der Treppe stand, sahen mich alle die Menschen draußen an. In dem halben Licht der Außenbeleuchtung sah ich ihre verzerrten, haßerfüllten Gesichter. Waren das wirklich meine

Lörracher, die ich kannte, mit denen mein Leben so eng verknüpft war? Ja, sie waren es! Aber die Hetze hatte sie völlig verwandelt. Alles Gütige, Herzliche war aus diesen Zügen weggewischt. Gewiß standen Hunger, leibliche und seelische Not hinter ihnen. Aber trugen wir nicht alle am gleichen Leid, an der gleichen Trauer um unser gepeinigtes Vaterland? Ich fühlte bei diesem Anblick mein Herz hart werden. Das muß in meinen Augen zu lesen gewesen sein. Und darum werden sie mir wohl auch Platz gemacht haben, als ich durch ihre Reihen schritt. Darum sind sie stumm beiseite getreten, als ich sie ansah und haben ihre Wut erst wieder gefunden, als ich auf der Straße stand und ihnen den Rücken drehte.

Die andere Beobachtung war nicht weniger unerfreulich. Mein Verhalten an den drei Tagen nach jener bewegten Nacht mußte (und sollte) so aufgefaßt werden, als hätte die Polizeigewalt der Stadt keine Möglichkeit, solche Vorfälle zu ahnden. Die Leute, die wir verhaften wollten, mußten völlig das Gefühl erhalten, daß wir ihnen nichts antun könnten; nur so konnte man hoffen, sie durch Überraschung zu fassen. Ein wenn auch nur kleiner Teil der biederen Bürger, von denen einige am Tage nach dem nächtlichen Vorfall sogar die Läden ihrer Schaufenster nur zögernd geöffnet hatten, wußte nicht mehr recht, ob sie mich grüßen durften, wenn da und dort einer der kommunistischen Hetzer auf der Straße stand.

Über diese bitteren Eindrücke mußte der Gedanke trösten, daß sie Ausfluß des tiefen Falles unseres Volkes seien und daß es deshalb erst recht gelte, darüber hinwegzukommen und auf die Wiedergeburt der Nation zu hoffen. —

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen. Staatsanwalt M. kam abends nach Lörrach. Wir richteten, um keinerlei Aufsehen zu machen, unser Hauptquartier in einem

Schulzimmer im Hebel-Schulhaus ein. Es war eine mondhelle Nacht. Die Gendarmen waren mit verschiedenen Zügen in Weil-Leopoldshöhe angekommen, hatten sich dort gesammelt und marschierten nun über die Höhe herüber ins Wiesental. Der Reihe nach wurden die Häuser der inzwischen durch die Polizei festgestellten Täter (es war leicht, weil sie sich laut ihrer Taten rühmten) umstellt und die Schuldigen verhaftet. Meist faßte man sie im Bett, da und dort wurden Revolver bei ihnen gefunden. Die ganze Gesellschaft wurde dann in Autos nach Freiburg ins Gefängnis transportiert. Als die Stadt aufwachte, war alles beendet, und kein Tröpfchen Blut war geflossen.

Diese Aktion war für die Arbeit des Rathauses von großer Bedeutung. Es war eine wirksame Bekundung für Ordnung und Sicherheit, und sie erleichterte die Arbeit ganz erheblich. Die Arbeiterschaft berief alsbald eine Versammlung ein. Und der gesunde Sinn siegte: Dem Rathaus wurde das Vertrauen ausgesprochen. Gerade in jener Zeit war meine Amtszeit abgelaufen. Seit 1906 war keine Bürgermeisterwahl mehr gewesen. Nun wurde meine Wiederwahl vorgeschlagen. Sie wurde mit allen Stimmen des Gemeinderates und Bürgerausschusses vorgenommen. Keine einzige Stimme fiel aus.

Kapp-Putsch und Ruhreinbruch.

Im Januar 1919 ging die Wahl zur Nationalversammlung in Weimar vor sich, die Deutschland eine neue, von Anfang an scharf umkämpfte Verfassung gab. Nur langsam konnte der Abbau mancher Arbeiter- und Soldatenräte durchgeführt werden. Der Versuch, nach Sowjetmuster zu verfahren, züngelte immer wieder auf. Der Todtnauer Soldatenrat z. B. verteidigte sein Dasein auf das hartnäckigste. Jedenfalls fristete er noch längere Zeit nach dem Lörracher sein Leben.

Die Nation hatte andere Sorgen: Das Diktat von Versailles war ausgearbeitet und wurde dem deutschen Volk mit kurzer Frist zur Unterzeichnung vorgelegt. Ein Schrei des Entsetzens über dieses von Haß und Habsucht diktierte Dokument entrang sich unserem Volke. Als die Nationalversammlung am 12. Mai in Berlin zusammentrat, um den Entwurf als „unannehmbar" zu bezeichnen, hatte sie das ganze Volk hinter sich. Auch in Lörrach versammelte sich im Realschulhof die Bürgerschaft und gab (nach einer eingehenden Besprechung des Vertragswerkes durch mich) ihrer Entrüstung über die Zumutung der Feinde Ausdruck. Ende Juni 1919 aber wurde der Vertrag von der Nationalversammlung dennoch

angenommen. Damit war dem Reich jene fürchterliche Kette angelegt, die erst die geniale Staatskunst des Führers in den Jahren nach 1933 zerriß.

Wenn man in den ersten Monaten nach dem Krieg nach Berlin kam, sah man immer irgendeine „Demonstration". Leicht konnte es einem am Potsdamer Platz oder anderswo passieren, in eine Schießerei zu geraten, so daß man sich in ein Haus flüchten mußte. Daneben waren die Luxuslokale überfüllt. Überall wurde getanzt. In den Theatern wurden hemmungslose „Werke" aufgeführt, die dem einfachsten Sittengesetz widersprachen. Die Sauberkeit auf den Straßen wurde vernachlässigt. Nirgends arbeitete man mehr richtig. Allmählich zwar wurde das etwas besser, aber das Streikfieber schüttelte nach wie vor das Volk bis in die Knochen.

Nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinen Städten herrschte dieser böse Geist. Auch in Lörrach löste ein Streik den anderen ab. Die Forderungen wurden mit Drohungen vorgetragen, und die Vernunft konnte sich nur schwer durchsetzen.

Dazu kam, daß die allmählich immer stärker in Erscheinung tretende Geldentwertung die Unruhe noch steigerte. Das unheilvolle Wechselspiel zwischen Preissteigerung und Lohnerhöhung trieb schrankenlos sein Unwesen. Bei Lohnverhandlungen im „Hirschen" zum Beispiel, die sich mit den Löhnen der Textilarbeiter beschäftigten, wurde die Lohnkommission von der Menge der Arbeiter förmlich belagert. Es war erstaunlich, daß es dennoch immer wieder gelang, einen leidlichen Ausgleich herbeizuführen. In eine Sitzung des Bürgerausschusses drang einmal eine Rotte ein, Gasröhren zum Zuschlagen in den Händen, um irgendeinen Beschluß durchzusetzen. Wir hatten ja nur unsere kleine Schutzmannschaft. Die Gendarmerie füllte sich erst ganz langsam

auf. Immer mußte man zureden, überzeugen, Vernunft predigen.

Dieser ewige, zermürbende, letzte Selbstbeherrschung erfordernde Kampf war nur in der Hoffnung ertragbar, daß es mit der Zeit besser werden und das Volk zur Besinnung kommen würde. Es zeigten sich auch gewisse Anzeichen solcher Besserung, aber immer kamen wieder Rückschläge. Das Diktat von Versailles, das im Volk eine seelische Qual unerhörten Ausmaßes schuf, vernichtete fast jede Hoffnung. Und doch mußte versucht werden, auch unter diesem Vorzeichen das Leben zu meistern. Daß der haßerfüllte Schlag ins Gesicht des deutschen Volkes irgendwann einmal eine Abwehr finden würde, diese Sehnsucht erfüllte alle.

Bewegten Herzens erlebte man die erhebende Tat von Scapa Flow, wo die an England abgelieferten Schiffe durch ihre deutsche Mannschaft versenkt worden waren. Auch in Lörrach mußten wir die Bitternisse der Ablieferung von Kriegsgeräten erleben. Eine interalliierte Kommission war zu diesem Zweck in der Stadt eingetroffen und lag ihrem nichtswürdigen Beginnen ob, auszuspionieren und zu vernichten. Dieser Vernichtungsbefehl traf auch „unsere" Flugzeuge.

Nach dem Kriege hatte nämlich die Stadt auf dem Tumringer Wiesenland einen Flugplatz eingerichtet und Mittel ausgeworfen, um einen regelmäßigen Flugverkehr von Lörrach (Grenze) nach Frankfurt einzurichten. Zwei Jagdflugzeuge, die vom Militär übernommen waren, standen zur Verfügung. Die interalliierte Kommission verlangte nun ihre Vernichtung. Mit großen schwarzen Flaggen versehen zogen die Flugzeuge zum letzten Male ihre Kreise über der Stadt. Die Menschen standen auf den Straßen und konnten nur schwer die Tränen zurückhalten. Wir wollten die uns liebgewordenen Flugzeuge wenigstens selbst zerstören. Keine

fremde Hand sollte sie berühren. Mancher stille Schwur ist bei dieser traurigen Arbeit geleistet worden.

Solche Szenen wiederholten sich in irgendeiner Form überall im Deutschen Reich. Sie hatten das ungewollt Gute, daß die nationale Gesinnung in vielen wieder Wurzel faßte. All diese sinnlosen Quälereien wurden Bausteine zur völkischen Wiedergeburt.

Eine Erhebung gegen das Versailler Diktat, das Anfang 1920 in Kraft getreten war, bedeutete der „Kapp-Putsch" in Berlin am 13. März 1920. Als an diesem Tage die Nachricht nach Lörrach kam, die Erhardt-Truppen seien in Berlin einmarschiert, und Kapp habe die Regierungsgewalt an sich gerissen, wußte die Bevölkerung zunächst nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Um so deutlicher empfand man die neue Welle von Unruhe, die einsetzte. Auf dem Rathaus erschien wieder eine „Kommission". Sie hatte verschiedene Beauftragte zum Bezirkskommando und zu den andern Behörden geschickt, Waffen beschlagnahmt und verlangte nun von der Stadt Räume, wo die Waffen und eine Wache untergebracht werden könnten. Ich wies für die Waffen einen Raum an, verlangte aber die Schlüssel, damit die Polizei und nicht eine anonyme Stelle die Verfügung über die Waffen behalte. Die Kommission war unter der Bedingung einverstanden, daß sie die Wache vor dem Waffenraum stellen dürfe. Die Wache machte einige Tage Dienst und verlangte dafür von der Stadt Bezahlung. Da diese ihr verweigert wurde, verschwand sie alsbald.

Neue Streiks, neue Gärungen traten auf. Historisch gesehen, war auch der Kapp-Putsch fraglos eine logische Folge der durch Versailles ausgelösten Entwicklung und ein notwendiges Glied in der Reihe der Ereignisse, die schließlich zum Jahr 1933 führten. Wir mußten eben lernen, daß eine rein

nach rückwärts gerichtete Bewegung für die Zukunft Deutschlands ebensowenig das Richtige war wie das kosmopolitische Ideal.

Daß uns dieses nicht helfen könne, erfuhr man an der Grenze besonders deutlich. Dafür ein kleines Beispiel. Als durch den Krieg die Grenze zur Schweiz gesperrt war, wurde der Straßenbahnbetrieb in Lörrach zwar mit Basler Wagen, aber mit deutschem Personal aufrechterhalten. Dieser Zustand blieb auch noch einige Zeit nach dem Krieg bestehen, bis es gelang, wieder den durchgehenden Bahnbetrieb Basel—Lörrach herzustellen. Man nahm sowohl auf Lörracher Seite wie bei der Basler Regierung als selbstverständlich an, daß die sechs oder auch acht Mann, die seither auf deutschem Gebiet als Führer und Schaffner der Straßenbahn brav und tüchtig Dienst getan hatten, weiter verwendet würden. Aber die Basler Straßenbahner und ihre Gewerkschaft, alle natürlich sozialdemokratisch und daher angeblich auf dem Boden der internationalen Solidarität der Arbeiterschaft stehend, waren anderer Meinung. Obgleich die wenigen Deutschen gegenüber der Masse der Basler gar nicht in Betracht kamen, setzte eine lebhafte Bewegung der Basler Straßenbahner gegen ihre deutschen Berufskollegen ein. Als der Basler Regierungsrat auf Weiterbeschäftigung der Deutschen bestand, wurde mit Streik gedroht. Des lieben Friedens willen wurden in Zusammenarbeit der Lörracher und Basler Behörden für die Deutschen andere Arbeiten als die im Bahnwagen gefunden. Der klaffende Widerspruch zwischen politischer Theorie und eigennütziger Praxis aber war klar genug zum Ausdruck gelangt.

Trotz der Schwere der Zeit und der Unsicherheit der wirtschaftlichen und geldlichen Lage ließ sich die Stadt von wichtigen Projekten nicht zurückschrecken. Schon kurz vor dem

Kriege war das Realschulgebäude erbaut und neben dem Gymnasium eine Realschule und eine höhere Mädchenschule eingerichtet worden. Zu erwähnen ist auch die Berufung des Schularztes in der Person des vortrefflichen und allseits beliebten Dr. Hieber. Nun drängte das Bedürfnis nach weiterem Ausbau der Volksschulen. Einer früheren Zusage entsprechend wurde zunächst im Stadtteil Stetten ein Schulhausbau erstellt. Am Juraweg, in Neustetten, an der Schwarzwaldstraße und an der Wiese entstanden neue Siedlungen, und der Bau eines neuen Gaswerkes wurde im Zusammenhang mit der Fernversorgung in Angriff genommen. Eine Industriegleisanlage um die Stadt wurde nach dem Muster der Stadt Geislingen geschaffen.

Besonders aber mußte es der Stadtverwaltung am Herzen liegen, gegenüber der wirren, von bösen Giften zerfressenen Geisteshaltung so vieler und gegenüber der wirtschaftlichen Not breiter Teile des Volkes die unsterblichen Güter deutscher Kunst neu ans Licht zu heben und den göttlichen Trost ihres Lichtes in die oft verzweifelten Herzen zu senken. Es galt dabei, nicht nur gegenüber dem augenblicklichen wirtschaftlichen Elend die Gültigkeit ewiger Werte deutlich zu machen, sondern vor allem über die seelische Not hinwegzuhelfen, die wie ein Alpdruck über allen lag und die Tatkraft zu lähmen drohte. Die Lage des Vaterlandes, das schmähliche Verhalten der angeblich für Freiheit und Selbstbestimmung kämpfenden früheren Feinde, die Enttäuschungen nach außen und innen hatten unser Volk bis ins tiefste Herz getroffen. Es war daher wichtig, ihm zu sagen, daß die Werke der Dichter und Denker der Nation, rein und unberührt von Schmutz und Schande, noch da waren und die Sicherheit boten, daß deutsches Wesen nicht untergehen könne!

Schon im Krieg hatte die Stadt in dieser Hinsicht manches tun können. Eine Stadtverwaltung, die sich nur das Materielle, technisch Verwaltungsmäßige zur Aufgabe macht und das Geistige, Kulturelle vernachlässigt, kennt ihre Aufgabe nicht. Der Gemeinderat in Lörrach hat auf diesem Gebiet nie versagt und die Aufgabe der Stadt als eines Vorpostens deutscher Art und Geistigkeit an der Grenze, soweit es die naturgemäß beschränkten Kräfte zuließen, stets gepflegt — nicht in engstirniger Verschlossenheit gegenüber den in der benachbarten Schweiz vorhandenen Möglichkeiten der Belehrung, wohl aber im Gefühl der besonderen Eigenart als Teil des großen Deutschen Reiches und voll Stolz auf deutsche Art und Kultur. Rühmend sei u. a. hervorgehoben, daß, um Hermann Burte in der Stadt zu halten, der Flachsländer Hof ihm eingeräumt wurde mit dem schönen Park um dieses stille Anwesen, ferner der Ankauf von Hermann Daurs Bildnachlaß, der noch der Erschließung harrt. Erwähnt sei weiter die Entwicklung des anfänglich kleinen, aber rasch wachsenden schönen Heimatmuseums unter der Leitung von Sparkassendirektor Schultz, der Ankauf von Bildern heimischer Maler, die Wachhaltung Hebelschen Geistes in den Schulen und manches andere. So galt, als Lörrach durch Krieg und Inflation von der Außenwelt abgeschnitten war, die Fürsorge der Stadt auch der Aufrechterhaltung eines guten Konzert- und Theaterwesens.

Während des Krieges kamen Künstler aus Basel, namentlich solche deutscher Staatsangehörigkeit, gerne in die deutsche Grenzstadt. Ihre Konzerte waren gut besucht. Nach dem Kriege knüpfte man an diese Übung an und gab dem mittlerweile schon heimgegangenen Musikdirektor Hitzig die Möglichkeit, regelmäßige Kammermusikkonzerte von hohem Rang zu veranstalten. Als der „Markgräfler Hof" zum Verkauf

kam, übernahm ihn die Stadt, richtete die unteren Räume für die Sparkasse und den Saal als Theater ein und ließ abwechselnd die Künstler der Basler und Freiburger Bühne auftreten. In schwerer Zeit war so eine wertvolle Stätte der Kultur geschaffen. Manche Aufführung wird für viele zur bleibenden Erinnerung geworden sein, so einfach und bescheiden auch die szenischen Einrichtungen waren.

Indessen wurden all diese Bemühungen immer wieder überschattet von den schweren Nöten, die aus der verhängnisreichen Pandorabüchse des Versailler Diktats kamen und alle Regungen tatkräftigen Lebens erdrückten. Schwer kämpfte die Industrie mit immer erneuten Krisen. Als im Kriege die Rohstoffzufuhr von Wolle und Baumwolle völlig stockte und die Vorräte aufgebraucht waren, hatte die Textilindustrie Spinnstoffe aus Zellstoff zu verarbeiten gelernt. Nach dem Krieg trat ein starker Bedarf nach Waren aus Wolle und Baumwolle auf. Durch Rohstoffmangel, ständige Lohnstreitigkeiten u. a. aber wurde die Produktion stark gehemmt. Es war wahrlich keine Kleinigkeit für die Betriebsleiter, dieser täglich sich aufhäufenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Eine bewußte politische Hetze erschwerte die Aufgabe und ließ kein rechtes Zusammenarbeiten in den Betrieben aufkommen. Wäre nicht doch im Untergrund das gewohnte und eingewurzelte deutsche Pflichtgefühl wirksam gewesen, so wäre mit einem Arbeitsergebnis bei der ewig murrenden Arbeiterschaft und der stets verärgerten und oft verängstigten Betriebsführung überhaupt nicht zu rechnen gewesen. Immerhin war, trotz der deutlich spürbaren Geldentwertung und der durch das Versailler Diktat verursachten Lasten, die geldliche und finanzielle Basis der Wirtschaft noch einigermaßen tragfähig geblieben.

Auch das aber wurde völlig anders, als Poincaré (Bohnenkarle, wie ihn im Krieg die badischen Soldaten nannten) den Einmarsch in die Ruhr befahl. In unserem Lande kam es zur Besetzung von Offenburg und der Unterbrechung der Rhein-Linie durch die Franzosen. Mit dem Tage des freventlichen Einbruchs in deutsches Land, dem 11. Januar 1923, begann eine neue Zeit des Leides für das Reich. Die Ermordung Albert Leo Schlageters im Mai wurde zum politischen Fanal jener schweren Tage!

Es würde ein Buch füllen, auch nur oberflächlich das Jahr der Inflation zu schildern. Vieles ist darüber auch geschrieben worden. Ich beschränke mich darauf, nur das in der Grenzstadt Beobachtete in den Hauptzügen zu erwähnen.

Schon Ende 1922 rechnete man mit stark entwerteter Währung. Die Reichsbank druckte damals schon Markscheine mit hohen Ziffern für den täglichen Verkehr. Neben der Entwertung durch den Krieg drückte sich darin das Unsinnige der Friedensverträge, insbesondere der Reparations- und Ablieferungsleistungen, aus. Nun aber, Anfang 1923, wurde die Produktion im Industriegebiet durch den französischen Einmarsch zum Erliegen gebracht. Die Franzosen wollten die wichtigsten deutschen Kohlengruben und Eisenwerke dort in eigener Verwaltung betreiben, um die Einnahmen für sich zu verwenden. Die Werke traten in Obstruktion und streikten! Das Reich aber mußte der Arbeiterschaft die erforderlichen Unterstützungen zukommen lassen. Der Weg, den das Reich dabei beschritt, war der des unbeschränkten Notendrucks, d. h. die schleichende Inflation wuchs zur Hochinflation heran. Mit dem Papiergeld wurden die Unterstützungen bezahlt. Da der Wert des Geldes sank, je mehr Noten gedruckt wurden, schwollen die Rechnungszahlen des

täglichen Verkehrs lawinenartig an. Wenn das Pfund Butter 1922 vielleicht fünf Mark gekostet hatte, stieg es bald auf hundert, tausend usw. bis zu einer Million Mark und noch mehr.

Den Ruhrkrieg hat Deutschland gewonnen. Durch ihn wurde erwiesen, daß die unsinnigen Reparationsforderungen der Feinde auch dann nicht beizutreiben waren, wenn der Feind deutsches Land in Besitz nahm und es für sich ausbeutete. Nach dem Abschluß dieses Kampfes hätte vielleicht der Entschluß, die Reparationszahlungen einzustellen, gefaßt werden können. Statt dessen bot das Ausland durch den Dawes-Plan die Hergabe von Auslandskrediten an Deutschland an. Damit begann eine neue Epoche der Illusionen, die erst 1931 zusammenbrach, als die kurzfristigen Auslandskredite zurückverlangt wurden.

Die Wirkungen der Inflation waren an der Südwestecke des Reiches durch den täglichen Vergleich mit dem Schweizer Franken besonders eindringlich zu spüren. Wer seinen Arbeitsplatz in Basel hatte, war ein „König". Ihm erschien der ein armer Schlucker, dessen Arbeitslohn, kaum daß er ihn ausbezahlt erhielt, sich schon entwertet hatte.

In den ersten Monaten des Jahres (1923) zeigte sich schon ein fühlbarer Mangel an Papiergeld. Die Stadt schickte regelmäßig Boten nach Karlsruhe, die in großen Paketen Noten der Reichsbank zur Auszahlung an Beamte und Arbeiter holen mußten. Da die Rhein-Linie durch die Franzosen gesperrt war, mußte man mit der Bahn entweder über Säckingen — Immendingen — Nagold — Pforzheim oder über Freiburg—Donaueschingen—Pforzheim fahren. Schnellzüge gingen anfangs keine. Man brauchte also einen Tag, um nach Karlsruhe zu kommen. Oft fuhr ich selbst, um die

nötigen Maßnahmen mit der Regierung zu besprechen und nahm dann die Pakete mit Papiergeld mit nach Hause. Am Anfang sah man ängstlich auf die Millionen oben im Paketnetz, später gewöhnte man sich an die großen Zahlen.

Indessen wurde der Mangel an Geldscheinen immer größer. Daher fing zunächst der Kreis an, selbst Papiergeld zu drucken. Wir gaben uns noch rechte Mühe mit Zeichnung, Farbengebung, Druck und Papier. Es sollten Kassenscheine sein, die man gegen staatliche Noten austauschen konnte. Denn irgendeine Währungsgrundlage bestand nicht für dieses Geld. Bald aber reichten auch die Scheine des Kreises nicht mehr. Die Stadt mußte selbst Geld drucken. Man beauftragte eine Druckerei und stellte Kassenbeamte zur Kontrolle an die Druckmaschinen, damit das „kostbare" Geld nicht in falsche Hände kam. Aber bald ging's in die Hunderttausende und Millionen, und man brauchte mehrere Druckereien, um nachzukommen. Es war ein unsäglicher Wahnsinn! Schließlich konnte das Papiergeld ja nicht mehr wert sein als das Papier, auf dem es gedruckt war. Und wenn es noch weitergegangen wäre, hätte man geradeso gut alte Zeitungen austauschen können wie Geldnoten.

Die Hausfrauen rannten, wenn sie vom Mann Lohn oder Gehalt bekommen hatten, sofort in die Läden und kauften, was sie nach dem augenblicklichen Wert des Geldes kaufen konnten, zusammen. Nach wenigen Tagen schon, oft nach Stunden, war das Geld fast wertlos. Es kam vor, daß man auf eine Berufsreise Geld mitnahm, das schon entwertet war, wenn man an dem Ort des Dienstgeschäfts sich verköstigen wollte. Ich erinnere mich, einmal in Pforzheim angekommen zu sein, wo mir das passierte. Das dortige Rathaus, bei dem ich Geld aufnehmen wollte, konnte mir keines

geben, weil alles ausgeteilt und das neue noch nicht fertiggedruckt war. Nach einigen Stunden kam dann der Stadtbote in unsere Sitzung und brachte jedem einen Stoß Papiergeld, das noch so frisch vom Druck war, daß es aufeinanderklebte. Wir gaben beim Mittagessen und Fahrkartenlösen je ein Päckchen aufeinandergeklebter Scheine ab, ohne es gründlich zu zählen.

Schwer hatten es auch die Buchhalter in den Banken, die großen Zahlen in ihren Rubriken unterzubringen, und die Geschäftsleute, die Rechnungen auszuschreiben usw. Manche beschränkten sich darauf, nur noch die Hunderttausender anzugeben. Bei der Sparkasse wurden auf die Bücherseiten breite Anlagen angeklebt, um Platz für die Millionenzahlen zu gewinnen. Alles umsonst! Denn mit der Stabilisierung brach das Zahlengebäude zusammen. Und es erwies sich, daß das Vermögen des Volkes, soweit es in Geld oder Geldforderungen bestand, auf der Strecke geblieben war. Eine beispiellose Verarmung brach herein.

Nicht jedes Volk wäre imstande gewesen, eine solche Prüfung zu bestehen. Rein technisch schon das Rechnen mit den hohen Zahlen erforderte allgemeine Kenntnisse. Denkt man zurück, so scheint es erstaunlich, daß man zunächst den Charakter der Inflation so wenig durchschaut hat. Es war z. B. keine Berechnung, sondern gut Glück, daß die Stadt mit der ihr verbundenen Betriebsgesellschaft zusammen in jenen Jahren ein neues Gaswerk mit Ferngasleitungen gebaut hat, was bis fast zur völligen Fertigstellung nichts gekostet hat, weil es mit Papiermarkdarlehen finanziert wurde, die dann wertlos wurden. Die Gutgläubigkeit der Stadt aber wurde an der Behandlung ihrer Schweizer Schulden klar.

Während des Krieges und nachher hatte die Stadt Schulden in der Schweiz aufgenommen, um die für die Bevölke-

rung gelieferte Schweizer Milch zu bezahlen. Man nahm an, daß die schon im Kriege eingetretene Geldentwertung vorübergehend sein werde und finanzierte daher die Milchlieferungen mit Schweizer Darlehen. Diesen Fehler machte nicht nur unsere Stadt! Ja, es wurde von Land und Reich dieses Verfahren verlangt. So entstanden für eine ganze Reihe von Gemeinden Milchschulden in der Schweiz. Ich selbst hatte wiederholt in Bern, nicht nur für Lörrach, wegen solcher Schulden zu verhandeln. Man ging dabei auf möglichst lange Stundung hinaus. Besser wäre es zweifellos gewesen, die Schulden gar nicht erst entstehen zu lassen, sondern die Milch immer gleich bar zu bezahlen. Allein, das Reich dachte darüber nicht anders als wir. Eine Zahlungsgenehmigung in Valuta kam daher gar nicht in Frage.

Wie aber sollten nun in der Inflationszeit die Zinsen bezahlt werden? Mehr als die Städte im Innern des Landes hatten wir an der Grenze das Bestreben, unseren Kredit zu erhalten und alles zu tun, um die Devisen für die Zinszahlung aufzubringen. So verband man das Gasrohrnetz der Stadt mit dem Basels, um deutsches Gas in die Schweiz zu pumpen. Allein, das ging nur für gewisse Spitzen, weil das Basler Werk im Interesse seiner Arbeiter die Produktion nicht einschränken wollte. Ferner erbaute man im städtischen Schlachthaus Anlagen, in die dänisches Schlachtvieh von der Flensburger Weiche in Quarantäne durch Deutschland verfrachtet, und in denen es geschlachtet wurde. Das Fleisch wurde unmittelbar in die Schweiz gebracht. Auch hier waren Grenzen gesetzt, weil sonst die Schweizer Metzger geschädigt worden wären.

Es zeigte sich im kleinen, was in der großen Wirtschaftspolitik entscheidend für die Zerstörung des Welthandels geworden ist: das Ausland verlangte Zahlungen, lehnte aber

die Annahme von Waren ab, als die Geld- und Währungsverhältnisse den Transfer unmöglich machten. Die Unmöglichkeit der Leistung, die sich hieraus ergab, war in unserem Falle allerdings von der Schweiz nicht verschuldet. Das Verschulden lag in den sinnlosen Bestimmungen des Versailler Diktats.

Die Lieferung von Büchern in die Schweiz, die wir u. a. organisiert hatten, um unsere Zinsen in Franken aufzubringen, ergab die gleichen Schwierigkeiten. Ein Protest des Schweizer Buchhandels bei der Deutschen Botschaft in Bern war die Folge. Unter der Hand erfuhr ich, daß man auch den Inhalt der von uns gelieferten Bücher beanstandete. Wir hatten eine Verkaufsstelle in Basel eingerichtet. Ich ging selbst zu dieser und sah die Bücher genauer an. Neben sehr guten und wertvollen war in der Tat da und dort ein anstößiges von den Buchhändlern geliefert worden. Wir beeilten uns, die Aktion möglichst rasch zum Abschluß zu bringen.

Welche Mühe und Arbeit mit all dem verbunden war, wird ohne weiteres klar sein. Die Stadt konnte aber mit Befriedigung feststellen, daß sie auch in der schwersten Inflationszeit ihren Schweizer Gläubigern die Zinsen restlos bezahlt hat. —

Manche gab es, die die Inflation ausnützten, sich wertbeständige Sachwerte oder Grundstücke mit Papiermarkschulden beschafften und so sich bereicherten. Die meisten haben diese Reichtümer in der Stabilisierungskrise wieder verloren. Es war kein Segen in dem auf Kosten anderer erworbenen Reichtum.

Eine andere Kategorie von Nutznießern der Inflation waren die Besitzer von Auslandsvaluten. Namentlich aus der Schweizer Nachbarschaft floß ein Strom von Menschen nach Deutschland hinein, um aufzukaufen und mitzunehmen, was

der Koffer hielt. Der „Ausverkauf Deutschlands" war ja für diese Valutareichen eine so einfache Sache. Nach Lörrach und in seine Markgräfler Umgebung kamen die Basler meist, um gut zu essen und zu trinken. Sie hatten den Verzehr fast umsonst. Die braven Deutschen saßen in den Wirtshäusern mit bitterem Gefühl, während man den Auslandsgästen aus Küche und Keller auftischte. Schließlich ließen sich viele Kaufleute und Wirte vernünftigerweise wenigstens einen Teil des Kaufpreises von den Schweizer Gästen in Franken auszahlen. Weniger vernünftig aber war es, daß manche die deutschen Gäste oder Käufer den Ausländern gegenüber schlechter behandelten. Auch in den Familien, wo ein Familienglied in Basel arbeitete, gab es Zank und Streit, und die Spötteleien der Frankenverdiener, ihr manchmal taktloses Benehmen war wesentlich mit schuld an dem Ausbruch der Volkswut im September 1923.

Der badische Oberländer ist an sich geduldig, gutmütig und zäh. Er hält schon einen Stoß aus. Was er aber in den Tod nicht leiden kann, ist, wenn man ihn zum Narren hält. Hat er das Gefühl, daß man sich ihm überlegen fühlt, über ihn im Innern lächelt, mit ihm „Schindluder treibt", dann geht er bestimmt hoch. Nicht einmal so sehr die Not als das Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber den Frankenverdienern hat die Mark-„Verdiener" empört. Und als man sah, daß der eine oder andere Kaufmann Franken, wenn auch nur in höchst beschränktem Umfang, einnahm, der eine oder andere Fabrikant einzelne Waren, besonders solche fürs Ausland, wertbeständig valutierte, fühlten sich die Arbeiter zum Narren gehalten, weil sie nur Papiermark als Lohn bekamen. Es waren aber nicht nur die Arbeiter, die auf diese Dinge ständig hinwiesen. Die Beamtenschaft bis zu ihren Spitzen hinauf, namentlich die Frauen der Beamten, die nicht mehr wußten,

wie sie die Familie ernähren sollten, gerieten in die gleiche Verzweiflung und Wut. Die Schutzmannschaft der Stadt freute sich, als sie die Anweisung erhielt, den Schweizer Besuchern, die nach reichlichem Alkoholgenuß sich manchmal auf den Straßen vergaßen, eine ordentliche Strafe in Franken abzunehmen. Das kam dann alles zu unserem Fonds zur Deckung der Zinsen für die Schweizer Schulden.

Übrigens gab es in Basel manche, die in jenen Zeiten nicht zu uns kamen, weil sie sich der Ausplünderung des Nachbarvolkes nicht schuldig machen wollten. Wie überhaupt gerade unter den besten Männern der Schweiz viele mit ihrem Herzen auf unserer Seite standen. Das war gegenüber manchen unschönen Zügen, die man in der Nachbarschaft beim Kriegsausgang wahrnehmen konnte, Trost und Freude.

September 1923.

Die Inflation hat verständlicherweise im ganzen Volk Mißstimmung geschaffen. Wie schon bemerkt, haben besonders der Vergleich mit der Schweiz, der Übermut mancher Frankenverdiener und der Übergang einiger Firmen zu wertbeständiger Berechnung eines Teiles ihrer Waren diese Unruhe an der Grenze in bedrohlicher Weise verstärkt. Kommunistische Drahtzieher, deren es besonders unter den aus dem Elsaß Ausgewiesenen und unter den ihres politischen Verhaltens wegen nicht in die Schweiz aufgenommenen, vor dem Krieg dort wohnhaften Wehrmännern genug in der Stadt gab, nützten diese Unzufriedenheit weidlich aus und gossen Öl ins Feuer. Besonders gefährlich war diese Stimmung bei den fremden Bauarbeitern, die in Weil die Wohnhäuser für die Eisenbahnersiedlungen zu bauen hatten, in die man die seither in Basel wohnenden deutschen Eisenbahner verpflanzen wollte, um die Gehälter und Löhne in Mark statt in Franken zahlen zu können.

Alle diese Erscheinungen trieben schließlich zu einem gewaltsamen Ausbruch. Es war am 14. September 1923, einem Freitag. Da telephonierte mir der Bürgermeister von Weil frühmorgens, es seien 2000 Bauarbeiter auf dem Marsch nach Lörrach, um zu demonstrieren und gegen die Teuerung

zu protestieren. Der Oberamtmann Geheimrat Gräser, den ich sofort anrief, sagte, in Freiburg sei es zu einem ähnlichen Vorgang gekommen, der mit einer Resolution an die Behörden geschlossen habe. Er nehme an, es werde hier ähnliches vor sich gehen, werde aber Gendarmerie zusammenziehen.

Schon um 9 Uhr vormittags zogen die Weiler Bauarbeiter in geschlossenem Marschtrupp in Lörrach ein. Voran trug man eine rote Fahne. Hermann Burte war gerade bei mir im Rathaus, und wir sahen uns den Einzug an, bei dem man unwillkürlich an Bilder aus den 48er Jahren erinnert wurde. Auf dem Marktplatz teilten sich die Kolonnen. Einige gingen zum Landratsamt, andere in die Fabriken, um die Arbeiter zur Teilnahme an der Demonstration zu veranlassen. Um 11 Uhr teilte die Bezirksbehörde mit, es sei mit den Demonstranten verhältnismäßig ruhig verhandelt und vereinbart worden, daß man sich am Nachmittag über die Teuerung aussprechen wolle. Ich möge die Vertreter der Kaufleute usw. zu diesem Zwecke auf das Rathaus bitten. Das lehnte ich ab, weil auf dem nebenan gelegenen Marktplatz Zusammenrottungen zu erwarten waren. Schließlich einigte man sich auf das Kreisgebäude in der Luisenstraße als Versammlungsort.

Ich hatte die Arbeitervertreter zu mir bitten lassen, und diese versprachen auch, dafür zu sorgen, daß die Ordnung nicht gestört werde. Das sei auch keinesfalls zu befürchten, da sie ihre Vertrauensleute schon in diesem Sinne orientiert hätten. Nachmittags um 13 Uhr verständigte ich mich mit dem Landrat (er hieß damals noch Oberamtmann bzw. Geheimrat, das Landratsamt hieß Bezirksamt). Der Oberamtmann teilte mit, er werde zum Schutz des Verhandlungsraumes keine Gendarmerie, sondern Kriminalpolizei in Zivil verwenden. Anlaß zu weiteren Maßnahmen sei nicht gegeben.

Als ich zum Kreisgebäude ging, fiel mir auf, daß aus den umliegenden Gemeinden Arbeitertrupps mit roten Fahnen in die Stadt zogen. Eine zunehmende Unruhe war auf den Straßen zu beobachten. Der Oberamtmann, der mit mir in der Luisenstraße zusammentraf, war ebenfalls unruhig geworden. Er telephonierte dem Landeskommissär in Freiburg, man solle die Gendarmerie verstärken oder sonstigen Schutz schicken. Es wurde ihm jedoch erwidert, das könne erst geschehen, wenn bestimmte Tatsachen vorlägen. Inzwischen stellten wir vom Kreisgebäude aus fest, daß Arbeitertrupps in die Luisenstraße einschwenkten. Ich rief den Landeskommissär in Freiburg nun ebenfalls dringend an. Gerade als ich ihn am Telephon hatte, sah ich durch das Fenster, wie eine Menge Menschen auf das Kreisgebäude zuströmte. Ich rief diese Beobachtung ins Telephon und bat um Zusendung von Bereitschaftspolizei, da wir der Situation nicht mehr Herr würden. Der Oberamtmann und ich könnten voraussichtlich in den nächsten Stunden nicht mehr telephonieren. Der Landeskommissär sagte mir Schutz zu. Kaum hatte ich ausgesprochen, als die Zimmer sich mit Menschen füllten. Einige kamen auch in das Telephonzimmer und bewachten den Apparat, um weitere Gespräche zu unterbinden. Es war klar, daß eine planmäßige Aktion eingeleitet worden war.

Inzwischen hatte sich in der Luisenstraße vom Bahnhof bis zur katholischen Kirche eine vieltausendköpfige Menge versammelt. Sie verhielt sich einigermaßen ruhig. Ihre drohende Anwesenheit aber genügte, um die Verhandlungen sehr lebhaft zu gestalten, die unter dem Vorsitz des Landrats zwischen Kaufleuten, Industriellen und Arbeitervertretern stattfanden. Man war schließlich einig, daß die Geldentwertung unhaltbare Zustände geschaffen habe und daß man Löhne und Preise irgendwie dem „Geld" anpassen müsse, daß die

Warenpreise besser kontrolliert werden sollten und daß die Industrie mit den Arbeitervertretern über die Löhne verhandeln würde.

Es ging aber genau wie im Jahre 1919 im „Kühlen Krug". Die Menge auf der Straße war damit nicht zufrieden. Sie verlangte sofortige Verhandlungen und brach in Wutschreie darüber aus, daß nur e i n Industrieller (Herr V.) zu den Verhandlungen gekommen war. Es wurde gedroht, man werde die Unternehmer aus ihren Häusern holen und herbeischleppen. Während dieses wilden Geschreis wurde schließlich die Haustüre, die wir geschlossen hatten, mit wuchtigen Hieben eingeschlagen, über die Treppen strömten dichtgeballte Trupps in die Räume. Die Lage wurde für uns peinlich. Unter den Menschen, die auf uns eindrangen, sah ich den Schuhmacher Sch. Da dachte ich plötzlich an seinen schönen Schäferhund, der vor einigen Tagen vergiftet worden war. In der harmlosesten Weise begann ich, um die aufgeregten Leute zu beruhigen, mit ihm hierüber zu sprechen. Es bildete sich ein Kreis um uns, und auch dem Oberamtmann gelang es durch ein paar geschickte Worte, die Menge einigermaßen zu beruhigen. Schließlich wurde der Vorschlag gemacht, man solle die Vertreter der Industrie bitten, hierherzukommen. Die Leute begriffen es auch, als man ihnen sagte, es werde einige Stunden dauern, bis die Industriellen da seien. Sie verlangten nur, daß die anwesenden Vertreter dablieben, mit Ausnahme von Bürgermeister Graser, der die Industriellen zu den Verhandlungen hierher „holen" solle.

Nun gingen die aufgeregten Menschen einigermaßen beruhigt aus dem Gebäude. Ein böser Zwischenfall schien aber alles noch einmal in Frage zu stellen. Bei ihrem Eindringen hatte die Menge die zwei Kriminalbeamten entdeckt, die der Landrat zu unserem Schutze in das Haus beordert hatte. Man

schrie von „Spitzeln"! Mühsam nur konnten die Leute beruhigt werden. Erst abends hörten wir, daß die beiden Beamten, als sie aus dem Hause gingen, von der Menge gepackt und mißhandelt, der eine sogar schwer verletzt worden war.

Inzwischen — es war schon gegen 17 Uhr geworden — telephonierte die Polizeiwache, eine große Menschenmenge sei auf dem Marktplatz und fordere den Abzug der Gendarmen, die vom Oberamtmann von auswärts herangezogen worden waren. Auch sei die Freilassung von zwei Gefangenen aus dem Gefängnis erzwungen worden. Polizei und Gendarmerie seien machtlos und viel zu schwach, gegen die Menschenmassen etwas auszurichten. Bei dieser Sachlage schien es geboten, die Gendarmerie zurückzuziehen. Wir nahmen an, daß dafür bald die Schutzpolizei von Freiburg auf der Bildfläche erscheinen würde. Am nächsten Tage erfuhren wir, daß die Freiburger Mannschaften nur bis Müllheim gelangt waren. Vielleicht war es auch richtig, sie zunächst zurückzuhalten. Denn die Abteilung wäre, wie die späteren Ereignisse bewiesen, vermutlich zu schwach gewesen, um ohne Vorbereitungen wirksam einzugreifen.

Gegen 18 Uhr begannen die Verhandlungen mit den inzwischen eingetroffenen Industriellen. Nach 20 Uhr waren, unter dem Druck der Massen vor dem Gebäude, Abkommen abgeschlossen, wobei den Hauptpunkt die Zahlung einer einmaligen Hilfe in wertbeständigem, nämlich in Franken ausgedrücktem Geld an die Arbeiterschaft ausmachte. —

Der nächste Vormittag verstrich mit Verhandlungen über die Lebensmittelpreise und über die Frage, ob und in welcher Höhe die vereinbarte Beihilfe gezahlt werden könne. Einzelne Firmen waren zur Zahlung bereit, wenn auch nicht in der vorgesehenen Höhe. Es waren solche, die mit dem Ausland arbeiteten oder sonst Franken zur Verfügung stellen konnten.

Andere erklärten sich außerstande zur Zahlung. Wieder andere waren der Meinung, man könne das ganze Abkommen als unter Druck zustande gekommen einfach ignorieren.

Nachmittags fuhr ich nach Freiburg, einmal um über die Devisenlage mit der dortigen Reichsbank zu verhandeln, sodann, um mit dem Landeskommissär mich auszusprechen. Auf der Durchfahrt sah ich die Freiburger Schutzpolizei in Müllheim in der „Post" im Quartier. Der kommandierende Offizier sagte mir, sie würden wohl noch heute nach Freiburg zurückgezogen werden.

Der Landeskommissär, Geheimrat Schneider, erklärte nach meinem Eintreffen in Freiburg, er habe mir Mitteilungen zu machen, für die er meine strengste Verschwiegenheit bis zum Montag erbitten müsse. Das Staatsministerium habe beschlossen, wegen des versuchten Sturms auf das Gefängnis, der Zurückdrängung der Gendarmen und der Verletzung der Kriminalpolizisten mit Schutzpolizei in Lörrach einzurücken, um eine ungestörte Untersuchung dieser Vorfälle sicherzustellen. Diese Aktion müsse schlagartig und überraschend am Montag vor sich gehen. Es sei daher unbedingt nötig, die Verschwiegenheit zu wahren. In Lohnverhandlungen mische sich die Regierung nicht. Sie wolle nur die staatliche Autorität wieder herstellen.

Im Laufe der Besprechung wies ich darauf hin, daß zu befürchten sei, die Arbeiterschaft könnte glauben, und die politischen Hetzer würden sie darin bestärken, die Schutzpolizei käme, um einseitige Interessen in der Lohnfrage zu schützen. Es werde daher gut sein, den Zweck des Einmarsches mit aller Deutlichkeit bekanntzugeben. Der Landeskommissär stimmte mir bei und bat, in diesem Sinne tätig zu sein; indessen könne das erst geschehen, wenn die Schutzpolizei einmarschiert sei. Wir stellten dann noch fest, daß mit dem

Einsatz der Schupo deren Befehlshaber die alleinige Verantwortung trage, so daß insoweit die polizeiliche Gewalt auf ihn übergehe. Meinungsverschiedenheiten über Art und Umfang des Vorgehens waren dadurch abgeschnitten.

Am anderen Tage — es war ein Sonntag — trafen sich die beteiligten Behörden zur Aussprache für die kommenden Ereignisse. Man war sich allseits klar, daß die Besetzung der Stadt nicht ohne Zwischenfälle verlaufen werde, und beschloß, ein Plakat drucken zu lassen, das über den Anlaß der Besetzung Aufschluß geben und insbesondere betonen solle, daß die Zwangsmaßnahmen nicht den Zweck hätten, in wirtschaftliche Verhandlungen zwischen Unternehmern und Arbeitern einzugreifen.

Nachmittags fanden Besprechungen mit den Banken und der Industrie statt. Dort durfte über die bevorstehenden Polizeimaßnahmen nichts gesagt werden. Mein Bemühen ging dahin, zu vermeiden, daß die Bürgerschaft selbst sich entzweie und in Haß auseinanderfalle. Das war zu erwarten, wenn bei der Arbeiterschaft sich der Glaube festsetzte, die Unternehmer hätten die Polizei gerufen, und diese habe den Zweck, Lohnverhandlungen gegen die Arbeiterschaft zu entscheiden. In diesem Falle mußte sich der Haß der Arbeiterschaft gegen die Industriellen wenden; das zu vermeiden mußte das Rathaus im Interesse des Gemeindefriedens sich bemühen. Den Hetzern dieses Argument aus den Händen zu nehmen und, wie es der Wahrheit entsprach, die Polizeiaktion als eine Maßnahme gegen Ruhestörer zu bezeichnen, lag im Interesse aller. Wenn auch zweifellos das Lohnabkommen vom Samstag, weil unter Druck zustande gekommen, anfechtbar war, empfahl es sich doch, die Wünsche der Arbeiterschaft nicht zu verkennen und sich zu einer, wenn auch kleineren, Leistung bereit zu erklären. Die maßgebenden Männer der Industrie waren

indessen über Sonntag nach Karlsruhe zur Regierung gefahren, und die wenigen, die noch da waren, bemerkten, zu einer Erklärung nicht befugt zu sein. Gegen Abend kam dann noch ein Telegramm des Landesverbandes der Textilindustriellen in Freiburg, in dem die Abrede vom Freitag förmlich zurückgezogen wurde. Nachmittags rief mich einer der Minister von Karlsruhe an. Die Industriellen vom Wiesental seien bei ihm. Er habe ihnen gesagt, wenn staatliche Machtmittel eingesetzt würden, so zur Wiederherstellung der Ordnung, nicht aber, um in Lohnverhandlungen einzugreifen.

Die Situation war also am Sonntagabend so, daß zwar die staatlichen und städtischen Behörden den Zweck der kommenden Aktion klar abgegrenzt hatten, aber nichts getan werden konnte, um die Bevölkerung von dem etwaigen Gedanken abzubringen, die Staatspolizei komme, um einseitige wirtschaftliche Interessen zu wahren. Daß der Haß der Menge gegen einzelne Unternehmer im Textilbezirk in den folgenden Tagen besonders stark aufflammte und sich in tätlichen Mißhandlungen äußerte, erklärt sich vielleicht aus der mangelnden Aufklärung — doch trifft wohl die politische Hetze kommunistischer Elemente die Hauptschuld an den verwerflichen Vorkommnissen.

So kam der Montag, der 17. September, heran. Mit ihm rückte eine leider viel zu schwache Abteilung Schupo in die Stadt. Das Gebiet um Bezirksamt und Post wurde durch Barrikaden abgesperrt. Die Behörden waren so durch Stacheldraht von der übrigen Stadt getrennt. Unsere Vorstellungen, daß auf diese Weise der Großteil der Stadt ohne Schutz blieb, wurden mit der Begründung abgewiesen, man habe nicht genügend Leute.

Die Arbeiterschaft erwiderte mit der Ausrufung des Generalstreiks. Die Industrie erklärte sich bereit, Vorschuß-

zahlungen vorzunehmen. Regierungsrat Grimm vom Textilindustriellenverband telephonierte mir vormittags 9 Uhr diesen vernünftigen Vorschlag und bot zugleich bestimmte Beträge zur Auszahlung an. Für das Baugewerbe schloß sich Max Muny dann an. Allein, die Lawine war schon im Rollen. Politische Hetzer hatten die Dinge in die Hand genommen. Die Arbeiterschaft hatte die Betriebe schon verlassen. Sie sammelte sich schimpfend und drohend vor den Barrikaden, hinter denen die Schupos mit dem Gewehr im Anschlag standen. Von Schopfheim, Grenzach, Weil usw. strömten die Arbeiter herbei, um sich mit den Lörrachern zu vereinigen. Im ganzen Wiesental wurde die Arbeit niedergelegt unter der Parole: „Unter den Bajonetten arbeiten wir nicht." Von 11 Uhr ab begannen Schießereien an den Barrikaden. Um 12 Uhr wurden ein Toter und vier Verletzte gemeldet.

Unmittelbar nach diesem ersten Zusammenstoß baten mich die Vertreter der Unternehmer und die der Gewerkschaften um Einleitung von Verhandlungen in der Lohnfrage. Ich lud sie auf Nachmittag in die Brauerei Reitter ein, die innerhalb der Barrikaden lag. Hier schien eine ungestörte Verhandlung gesichert. Um 12 Uhr begannen wir. Gegen 20 Uhr war eine beiderseits angenommene Lohnvereinbarung abgeschlossen.

Bei Beginn der Verhandlungen wurde die Vertretungsbefugnis der Verhandlungspartner geprüft. Dabei erwies sich, daß der Reporter einer Basler Zeitung sich irgendwie durch die Absperrung geschlichen hatte und im Saal saß. Er wurde hinausgebeten. Das brachte eine heitere Note in den Ernst der Stunde. Nach 16 Uhr betrat der Oberamtmann von Schopfheim den Saal. Er erklärte, die Arbeiterschaft habe ihn und Fabrikant Horn hierhergebracht, um den Abzug der Schupo zu verlangen und ging dann zum Bezirksamt

weiter. Abends hörten wir, daß Herr Horn am Güterbahnhof von den erregten Massen festgehalten, schwer mißhandelt und in den Wald verschleppt worden war. Trotz seiner Verwundungen schlug er sich während der Nacht bis in das Kandertal durch und konnte so sein Leben retten.

Abends brannte kein Licht mehr. Die Wasserleitung war stillgelegt. Es wurde ein förmlicher Sturm auf die Barrikaden versucht. Bis nach Mitternacht hörte das Knattern der Maschinengewehre, das Knallen von Gewehrschüssen und das Platzen von Handgranaten nicht auf, und dazwischen beleuchteten Raketen die Szene. Die Zahl der Verletzten war indessen gering, da die Polizei möglichst nur Schreckschüsse abgab. Eine Anzahl Angreifer wurde gefaßt. Im Keller des Hebel-Schulhauses und in dem des Amtsgerichts saßen bald zahlreiche junge Burschen, auch einige Alte, fest. Es waren über 100 Personen, die man, zum Teil mit Waffen, ergriffen hatte.

In dem übrigen Teil der Stadt, der völlig schutzlos war, wurden leider einige Arbeitgeber von herumziehenden Arbeitertrupps verschleppt, mißhandelt und hinter dem Friedhof festgehalten. Sie sollten als Geiseln dienen, um den Abzug der Schupo zu erzwingen. Wir schickten Vertrauensleute, um die Geiseln zu befreien. Sie konnten aber nichts ausrichten. Die Leitung der Schupo, die der Oberamtmann, Bürgermeister Graser und ich baten, einen Ausfall zu versuchen, um die Geiseln zu befreien, erklärte, dazu seien sie zu schwach. Sie würden zudem nicht nur sich, sondern auch die Geiseln selbst in Gefahr bringen. Man müsse den nächsten Tag abwarten, wo Verstärkungen zu erwarten seien.

Eine Stunde nach Mitternacht begann ein Gewitter mit Platzregen. Damit hörten die Angriffe auf. Als sie naß wurden, verzogen sich die auswärtigen Trupps der Arbeiter in ihre Dörfer.

Unsere Hauptsorge war am nächsten Morgen, die Leitung der Schupo zu veranlassen, den Stadtteil außerhalb der Barrikaden zu säubern und die Geiseln zu befreien. Nachdem Verstärkung eingetroffen war, gingen endlich, viel zu spät für unsere Ungeduld, zwei Abteilungen von je fünfzig Mann aus dem blockierten Bezirk hinaus. Nach einigen Schüssen in die Luft gelang der Durchmarsch durch die Stadt. Eine Versammlung der Streikenden beim Wasserwerk zerstob vor den Uniformen und Waffen wie ein Haufen Hasen. Vom drohenden Gejohle halbwüchsiger Burschen begleitet, begann die Schupo in den verdächtigen Häusern nach Waffen zu suchen. Blinde Schüsse genügten meist, um die Menge von sich abzuhalten. Eine Sanitätsabteilung, die sich in einer städtischen Turnhalle als rote Sanität mit einem jüdischen Arzt eingenistet hatte, wurde vertrieben. Aber der Generalstreik ging weiter.

Die verblendete und verhetzte Arbeiterschaft erklärte, lieber wolle sie unter französischen Bajonetten arbeiten als unter deutschen. Die Versuche der Streikenden aber, die Franzosen vom benachbarten St. Ludwig aus zum Eingreifen zu veranlassen, und das Kraftwerk Rheinfelden, das Strom auch in das Elsaß lieferte, zur Einstellung dieser Lieferung zu veranlassen, scheiterten.

Inzwischen waren alle Verschleppten wieder geborgen und in ärztlicher Behandlung. Die Schupo gewann an Übergewicht und begann, Verhaftungen vorzunehmen. Die in den beiden Kellern des blockierten Bezirks Eingesperrten wurden zum Straßenkehren u. dgl. herangezogen. Langsam brach sich der Widerstand. Am Mittwoch begann das Rathaus außerhalb des blockierten Bezirks wieder seine übliche Tätigkeit aufzunehmen. Um die infolge des Generalstreiks eingetretene Nahrungsmittelknappheit zu beheben, gewährte die Stadt

den Kaufleuten Kredit und kaufte Mehl an. Das Geld beschaffte sich die Stadt durch Wechsel, die ihre und die Unterschrift von Lörracher Banken trugen und durch Vermittlung der Regierung bei der Reichsbank diskontiert wurden. Mit dem „Wert" alles anderen Geldes gingen auch diese Schulden in wenigen Wochen in der Inflation unter.

Die kommunistischen Drahtzieher hatten versucht, in den andern Städten des Landes ebenfalls den Generalstreik herbeizuführen. Das war, wie wir später erfuhren, der Grund, weshalb man zunächst nur so schwache Polizeikräfte zu uns hatte schicken können. Auch in Freiburg wurde der Generalstreik ausgerufen. Eine Abordnung der Arbeiterschaft aus Freiburg kam am Mittwoch auf das Bezirksamt von Lörrach, um sich über die Lage zu erkundigen. Man hatte die Leute durch maßlose Übertreibungen über das Eingreifen der Schupo aufgehetzt. Wir konnten sie überzeugen, daß das alles nicht wahr war. Der Generalstreik in Freiburg brach dann auch schon am nächsten Tage zusammen. Gar kein Glück hatten die von Lörrach aus nach Karlsruhe und Mannheim geschickten Hetzapostel. Die Arbeiterschaft dieser Städte lehnte den Streikeintritt glatt ab.

Dennoch wollten die rabiaten Elemente in Lörrach den Streik noch nicht aufgeben. Da aber erklärten die Bauern der Umgebung, die infolge des Aufhörens der Lieferung von elektrischem Strom kein Licht, keine Kraft, kein Wasser für die Ställe mehr hatten: Wenn der Wahnsinn nun nicht aufhöre, würde die Milchlieferung für die Industriegemeinden eingestellt. Diese Drohung schlug durch. Am Freitag wurde der Abbruch des Streiks beschlossen und die Arbeit am Montag wieder aufgenommen.

Eine Woche schwerster Erschütterung war über die Stadt hinweggegangen. Tote und Verletzte blieben zurück. Haß und

Mißtrauen zerriß die Bürgerschaft. Von beiden Seiten wurde auch das Rathaus lebhaft kritisiert — aber das mußte hingenommen werden. Es ist nun einmal das Schicksal einer Stadtverwaltung, Vorwürfen ausgesetzt zu sein, wenn so Schweres in einer Stadt sich ereignet, zumal wenn, wie hier, die Amtsverschwiegenheit zunächst eine völlige Klarstellung erschwerte.

Von mir wurde die nächste Gelegenheit gesucht, um mit dem zuständigen Ministerialdirektor und dem Polizeioberst in Karlsruhe zu sprechen und ihnen die Unzufriedenheit mit dem anfänglich zu schwachen Vorgehen der Polizei auszudrücken. Das Ergebnis dieser Besprechung wurde damals wie folgt zu Papier gebracht:

1. Warum kam die Schupo nicht schon am Samstag?

Antwort: Minister und Ministerialdirektor seien in Berlin gewesen. Der Stellvertreter habe geglaubt, erst einen förmlichen Beschluß des Staatsministeriums herbeiführen zu müssen, und darüber sei der Samstag hingegangen.

2. Frage: Warum hat die Schupo so lange hinter Barrikaden stehend die übrige Stadt ihrem Schicksal überlassen?

Antwort: Man habe erst Verstärkungen schaffen und, um diese nach Lörrach zu schicken, zunächst wissen müssen, wie im übrigen Teil des Landes die Bewegung verlaufen werde. — Im übrigen erklärten die Herren, man habe auch hier wieder manches gelernt, was für künftige Fälle zu verwerten sei. —

Ich bat dann die Regierungsvertreter, die städtische Polizei in eine staatliche umzuwandeln, um künftigen Vorfällen gegenüber besser gewappnet zu sein. Nach einiger Zeit wurde diese Umwandlung auch durchgeführt.

Am meisten hat mich bei den Ereignissen des September der Tod des Sohnes von Herrn D. ergriffen. Der Junge,

völlig unbeteiligt an den Vorgängen, wurde durch eine verirrte Kugel getroffen, als er aus der Werkstatt seines Vaters auf die Straße trat. Als ich den Eltern einen Besuch abstattete, sagte mir der Vater: Der Tod seines braven Sohnes sei zwar ein schwerer Schicksalsschlag, aber er müsse hingenommen werden. Die Wiederherstellung der Ordnung habe ein scharfes Eingreifen nötig gemacht, und er müsse seine privaten Gefühle der Einsicht in diese Notwendigkeit unterordnen. Ich erwiderte, als ich ihm die Hand drückte, daß er bei solcher Auffassung sagen dürfe, auch sein Sohn sei für das Vaterland gefallen.

Die Stabilisierung.

Wie einer der Luftballone, die auf dem Jahrmarkt in der Turmstraße oder am Hebel-Park von den Kindern so gerne gekauft wurden, war die Wirtschaft durch die Inflation aufgebläht. Und als im November 1923 die Rentenmark kam, schrumpfte sie ebenso zusammen wie ein solcher Ballon, wenn eine Nadel ihn trifft. Helfferich und Schacht, Luther und andere brachten das Kunststück fertig. Aber spät genug war es geworden. Der Ruhrkampf war gewonnen — der Franzose räumte das Feld. Doch am Boden lag das Opfer, ein wertvoller Teil des deutschen Mittelstandes. Der Inflationsgeist richtete noch jahrelang Verwüstungen in der Wirtschaft und Gesinnung der Menschen an.

Man muß sich klarmachen, was es für das ganze Volk bis zum Schulkind hinunter bedeutete, wenn im Oktober in den Läden Butter und Brot nach Hunderttausenden, Millionen und Billionen Mark gehandelt wurden, und jetzt plötzlich nach Pfennigen. Welches andere Volk als das deutsche hätte diese Kalt- und Warmwasserkuren seelisch ausgehalten, welches auch nur rein rechnerisch die Umstellungen so ohne weiteres fertiggebracht? Dabei bot die aufreizende Tatsache, daß einige es verstanden, sich zu bereichern, immer noch Grund genug zu Mißstimmung. Besonders spekulierten

manche mit Krediten, die dann infolge der Geldentwertung ihnen keine Sorgen mehr zu machen brauchten. Auch die Banken hatten die Lage nicht überblickt. Sie suchten sich durch einen hohen Zins gegen Ausnützung zu schützen, aber der Zins hinkte doch immer hinter dem rasenden Tempo der Geldentwertung her. Schließlich wurde der Zins, statt als Jahreszins, erst für den Monat, dann für die Woche und vom Oktober 1923 auf den Tag berechnet. Man zahlte gegen Ende der Inflation 10 und mehr v. H. Zins für den Tag, also mehr als 3000 v. H. aufs Jahr gerechnet, und das war doch noch zu billig für gewissenlose Spekulanten. Nun, nach der Stabilisierung, war man an hohe Zinsen gewöhnt. Kein Mensch rechnete richtig, und erst allmählich fanden sich Wirtschaft und Volk wieder in der völlig veränderten Lage zurecht.

Für die Finanzverwaltung der Städte brachte die Stabilisierung gewichtige Probleme. Um so mehr Vergnügen machte es uns, das städtische und sonstige Papiergeld einzusammeln und in großen Säcken in die Reichsbank zu bringen, von wo es unter Kontrolle in die Papiermühlen zum Einstampfen kam. Die Staatseinnahmen waren infolge der nach der Inflation betriebenen Deflationspolitik gering. Staat und Gemeinde mußten Arbeitskräfte abbauen. Infolge der vom Ausland hereinkommenden Gelder, namentlich als der Dawesplan dies erleichterte, fing dagegen in der Wirtschaft eine Scheinblüte an, durch die einzelne Werte stark in die Höhe gingen. Die durch Krieg und Inflation zusammengeschmolzenen Warenlager mußten in den notwendigsten Bedarfsartikeln wieder ergänzt werden, damit das Volk sich Wäsche, Schuhe, Kleider usw. kaufen konnte, was alles seit Jahren ja kaum mehr zu beschaffen war. Die Aktien der Fabriken stiegen daher und verlockten zur Spekulation.

Alles begann zu spekulieren, um die kärglichen Tageseinnahmen durch Börsengewinne zu vermehren. Die Grenzlage der Stadt begünstigte diese Entwicklung in besonderem Maße. Die Großbanken gründeten, wenn sie noch keine Filialen in Lörrach hatten, in der Stadt Niederlassungen. Außerdem machte eine ganze Anzahl von Privatbanken ihre Schalter auf, und es wurde im Herüber und Hinüber an der Grenze eine Menge Geld verdient. Es war infolge dieser Konkurrenz nicht allzu schwer, von einer der Banken Kredit zu bekommen und mit dem fremden Geld auf dem Aktienmarkt zu spekulieren. Dieser Zauber zerstob bald ebenso schnell, wie er gekommen war. Und die „erworbenen" Reichtümer zerbrachen meist noch schneller, als sie errafft waren. Der Spekulationsgeist, der über dem Lande lag und seine Sumpfblüten zum Entfalten brachte, war ein Fiebertraum, der den Hauch der rauhen Wirklichkeit nicht ertrug. Die letzten Reste fraß meist die Kreditkatastrophe von 1931.

Die Gemeinden durften Auslandsanleihen nur ausnahmsweise und mit Genehmigung einer in Berlin gebildeten Kommission aufnehmen. Da ich seit einigen Jahren Vorsitzender des Badischen Städtebundes war, hatte ich solche Anträge badischer Städte öfters in Berlin zu vertreten und sah, wie schwer es war, auch nur kleine Beträge für die Städte frei zu bekommen. Dagegen konnten die Banken ungehemmt Auslandsdarlehen aufnehmen und sich kurzfristig verschulden, soviel sie wollten. Das war zwar ein gutes Geschäft für die Banken. Für die Nation aber wurde es zum Unglück, als die Auslandsgelder 1931 zurückverlangt wurden. Das Reich mußte für die Banken einspringen. Hätte es vorher die sinnlose Verschuldung in gleicher Weise verhindert wie die der Gemeinden, so wäre Deutschland viel erspart ge-

blieben. Aus dieser bitteren Erfahrung ergab sich die Erkenntnis, daß die Allgemeinheit sich um das Kreditwesen besser hätte kümmern müssen.

Die Verwirrung der Werte beeinflußte auch die Erledigung mancher städtischer Aufgaben. Zwei Beispiele mögen das belegen:

Die Stadt und die beteiligten Gemeinden hatten, wie geschildert wurde, in der Inflationszeit ein neues Ferngaswerk und entsprechende Leitungen gebaut. Das kostete nichts, weil die dafür aufgenommenen Schulden in der Inflation untergingen. Ein Rest war aber nach der Stabilisierung fertigzustellen, und der kostete Goldmark. Auslandsdarlehen genehmigte die zuständige Berliner Stelle hierfür nicht, und Inlandskapital war nicht zu haben. Unmittelbar nach der Inflation war ja das deutsche Kapital ebenso wie die Schulden vernichtet. Als aber (auch aus anderen Gründen) das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt war, wurden die Aktien mit Leichtigkeit untergebracht. Dies war möglich, weil der Inflationsgeist den Spekulationstrieb geweckt hatte und durch An- und Verkauf von Aktien damals leicht Gewinne zu realisieren waren. Deshalb zog die Emission Geld an und ermöglichte die Fertigstellung des Werkes.

Beim anderen Beispiel von der Wirkung des Inflationsgeistes handelt es sich um städtische Bauten. Da das Krankenhaus zu klein war, wurde eine Erweiterung und Aufstockung projektiert. Im Stadtrat aber fiel das Projekt, weil man der Meinung war, man solle lieber einen Neubau in Angriff nehmen. Unter anderem dachte man an ein großes Krankenhaus am Wald an der Rheinfelder Straße. Man gab sich wirklich die Mühe, ein solches Millionenobjekt ernstlich in Erwägung zu ziehen. Angesichts der geringen Kapitaldecke in Deutschland war für eine mittlere Stadt von der

Größe Lörrachs ein solches Unternehmen unmöglich. So unterblieb der Umbau. Das „Bessere" war der Feind des Guten.

Auch die Geschichte des Rathausprojektes sei in diesem Zusammenhang erwähnt. Am Marktplatz hatte man 1914 das dort stehende sogenannte alte Amtshaus abgerissen und von Professor Gruber einen gut durchdachten Bauplan für das neue Rathaus an dieser Stelle fertigen lassen. Alles war vorbereitet und die Grundsteinlegung auf 1. August 1914 vorgesehen. Am gleichen Tag brach der Krieg aus und machte einen dicken Strich durch diesen und manchen anderen Bauplan. Nach der Inflation nahm man die Idee wieder auf, merkte aber bald, daß auch hierfür keine Anlehensmittel aufzubringen waren. Nun kam man auf den Gedanken, an der gleichen Stelle ein Hochhaus für Geschäftsräume zu errichten und dabei auch einige Stockwerke für die Stadt vorzubehalten. Ein solcher Gedanke eröffne, so glaubte man, vielleicht die Möglichkeit, das Haus durch Aktienausgabe zu errichten. Die Stadt sollte maßgebend beteiligt sein. Glücklicherweise aber gab man den Gedanken doch wieder auf. Da für die Staatspolizei Raum geschaffen werden mußte, erwarb man das Favre'sche Anwesen am Bahnhof, legte dort das Rathaus hinein und gab das bisherige Rathaus der Staatspolizei, als sie in die Stadt einzog, gewiß eine bessere Lösung als der Hochhausgedanke, wenn schon natürlich keine ideale!

Wenn auch vieles so nicht gelang, wie man es gerne gehabt hätte, so ist doch manches geglückt. Ein Wöchnerinnenheim, ein Säuglings- und Kinderheim, eine Volksküche, eine Herberge u. a. wurden damals geschaffen. Auch die kulturellen und heimatgebotenen Aufgaben wurden gefördert. So wurde das Stettener Schlößchen der Herren von Schönau mit seiner hübschen Wendeltreppe und dem weiten Torbogen erworben und damit für die Zukunft gesichert.

Besondere Sorgfalt widmete man dem Friedhof. Dort lagen die Soldatengräber in einem abgegrenzten Feld. Man bemühte sich, diesen Platz würdig auszugestalten. Professor Dr. Max Läuger, der verehrte Lörracher Landsmann, entwarf den Plan, der in der Mitte ein Denkmal vorsah. Es lag nahe, in diesem Mal derer zu gedenken, die im Felde ihr Leben gelassen haben. Manche glaubten zwar, man müsse ein „Kriegerdenkmal" in bekanntem Stil in der Stadtmitte errichten, aber nach einigem Hin und Her siegte doch der Gedanke, daß dort draußen, wo die Soldatengräber liegen, im Hintergrund die bewaldete Höhe, der würdige und eindrucksvollste Ort für ein Denkmal zur Erinnerung an den großen Krieg sei. Ein Preisausschreiben brachte nichts restlos Befriedigendes. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich während einer Ferienreise mit Professor Strübe, dem Bruder von Dr. Hermann Burte-Strübe, zusammentraf. Am Ostseestrand in Binz wurde die Idee des Denkmals durchgesprochen und festgelegt. Es sollte künstlerisch versinnbildlichen, wie der Krieg die Besten vernichte, sie mitten im Streben und Vorwärtsschreiten zu Boden werfe, wie aber andere die Fahne an sich rissen und unbeirrt der Zukunft zuwanderten, und wie Lebendige und Tote als Volk in einer Einheit lebendig blieben. Diese Gedanken sind von Professor Strübe ergreifend verkörpert worden. Ich kenne wenig Stätten des Gedenkens, die so eindrucksvoll zum Gemüt sprechen wie jene auf dem stillen Friedhof unter dem Homburger Wald.

Es verdient festgehalten zu werden, daß die Öffentlichkeit mit großem Verständnis den künstlerischen Ideen gefolgt ist, die bei der Denkmalsfrage zur Erörterung kamen. Zwar meinten einige, man solle die beiden Krieger doch in Uniform darstellen. Aber schon die Frage, welche Uniform man wählen solle, schuf Verwirrung. Und man verstand dann auch allge-

mein, daß es sich darum handelte, symbolisch das Allgemein-Menschliche des Gleichnisses auszudrücken. Nur die äußerste Linke war nicht einverstanden. Für sie war der Friedhof nichts anderes als eine Schuttablagerungsstätte, und nach ihrer Meinung sollte man das Geld lieber für Bedürftige verwenden. Gedanken der Pietät, Vaterlandsliebe und Dankbarkeit waren diesen Materialisten unangenehm. Daß zwischen ihren Auffassungen und denen des Volkes Welten lagen, offenbarte nichts deutlicher als die Friedhofsdebatten in den städtischen Körperschaften. —

Krieg und Inflation hatten die Verbindung der Stadt mit der landwirtschaftlichen Umgebung, und auch jene mit Basel, gestört. Vom Handwerk ging der Wunsch aus, durch eine Gewerbeausstellung zu zeigen, was in der Stadt geleistet werde, und so die Umgebung wieder an die Stadt heranzuziehen. Die Stadtverwaltung nahm diesen guten Gedanken mit Eifer auf, und so kam 1925 eine Gewerbeausstellung zustande, die dem städtischen Handel und Wandel alle Ehre machte.

Man hatte das Realschulgebäude mit den Erzeugnissen des Gewerbefleißes gefüllt. Auch eine kleine Kunstausstellung heimischer Künstler war eingefügt. Das schöne, ehemals Favre'sche Gut Rosenfels war als Vergnügungspark mit lauschigen Spazierwegen und kleinen Musterhäusern dazu genommen worden. In einem Naturtheater im Park wurde der „Sommernachtstraum" u. a. aufgeführt. In einem großen Zelt fanden allerlei Veranstaltungen und Konzerte statt. Das Ganze zeugte von dem ungebrochenen Lebenswillen der Heimat und stand auf bemerkenswerter Höhe. Manche wesentlich größere Veranstaltung kann den Vergleich mit dieser heimischen nicht halten. Besonders erfreulich war der herzliche,

heimatliche Ton, der die zahlreichen Besucher von Stadt und Land zusammenhielt.

Zwei besonders gelungene Feiern anläßlich dieser Gewerbeschau seien hervorgehoben: Der Baslertag am Anfang und der Markgräflertag am Schluß der Ausstellung.

An einem schönen, warmen Sommersonntag kam das offizielle Basel zur benachbarten deutschen Stadt: Regierungsvertreter, die Universität, die Innungen mit ihren Fahnen und viel Volk. Zusammen mit den Lörrachern zogen sie im Festzug durch die Stadt. Auf dem Marktplatz begrüßte man sich durch Ansprachen, wobei der Basler Vertreter, Regierungsrat Imhof, herzliche und gute Worte für die Freundnachbarschaft beider Städte fand. Dann ergoß sich die Menge in die Ausstellung und die Gaststätten der Stadt. Am besten hatten offenbar den Lörrachern die beiden Amtsdiener gefallen, die in ihren langen schwarz-weißen Talaren mit dem schweren Stab in der Hand und den Insignien der Stadt Basel dem Zuge voranschritten. Auch unsern Rathausboten hatten wir in ordentliche Montur gesteckt, und er konnte sich vor den Baslern einigermaßen sehen lassen. Der Wert und die Bedeutung von Symbol und Tradition wurde da auch dem Einfachsten wieder deutlich.

Zum Markgräflertag waren die Festvorbereitungen für den Umzug von den Landgemeinden getroffen worden. In der wilden Zeit des ersten Jahres nach dem Kriege hatten sich die Bauern einmal in der Stadt zusammengefunden, um zu zeigen, daß neben den Arbeiterinteressen auch andere nach Geltung strebten. Damals war nach einer Versammlung der Bauern im Realschulhof ein marxistischer Stoßtrupp aufgetreten und hatte die Bauern verjagt. Seither hatten sie sich nicht mehr in der Stadt versammelt. Inzwischen hatte sich aber die Bedeutung der Landwirtschaft als der Ver-

sorgerin der Städter beim Generalstreik von 1923 eindrucksvoll offenbart. Nun sollte ein Strich unter das Vergangene gezogen werden. Der Markgräflertag galt einer friedlichen Kundgebung der Bauern in einer Stadt, die jetzt alles tat, um die Leute vom Lande freundlich und gastlich in ihren Mauern aufzunehmen. Man wollte, daß von nun an wieder, wie früher, von einem Gegensatz zwischen Stadt und Land nicht mehr gesprochen werde und daß man sich als unlösliche Glieder eines Volkes fühle.

Jede der Landgemeinden hatte einen oder mehrere Wagen für den großen Umzug ausgeputzt. Da sah man Winzer ihre Kelter und Trotte bedienen, man sah die alten Webstühle, Milchwirtschaft, Viehhaltung usw.: Alles, was die Bauernschaft zeigen konnte, zog in buntem Wechsel auf geschmückten Wagen durch die Straßen der Stadt. Auch historische Gruppen (z. B. die Inzlinger als Freischärler mit wilden Gesichtern und Hahnenfedern auf dem Hut) fehlten nicht. Die alte, geliebte Armee zeigte ihre Uniformen, Rekruten mit farbigen Bändern am Hute sangen und juhuhten — kurz ein Querschnitt durch unser Volksleben wurde gezeigt, wie er schöner und erhebender trotz der einfachsten Mittel nicht denkbar war.

Mit den Veranstaltern des Markgräflertages wurde manch guter Schoppen geleert und die Freundschaft von Stadt und Land lebhaft gefeiert. Für die Basler aber ließ die Stadt durch Professor Strübe in Berlin eine farbige Glasscheibe zur Erinnerung an den „Baslertag" und zum Dank für manche freundnachbarliche Hilfe entwerfen. Sie hängt im Basler Rathaus im Vorzimmer des Ratssaales gegen den Marktplatz zu, und ist ein schönes Schmuckstück mit ihren tiefen leuchtenden Farben.

Man hatte das Gefühl, daß erst mit diesen Feiern wieder eine gewisse Stabilisierung eingetreten und jetzt die Inflation auch geistig überwunden sei. —

Andererseits aber zeigte sich, nachdem der Schwung dieser Feiern verklungen war, der Zwiespalt der Parteiungen erst recht. Die Arbeit in der Verwaltung der Stadt wurde dadurch immer unbefriedigender.

In den Organen des Kreises hatte man sich etwas länger gegen diesen Ungeist wehren können. Die Arbeit im Kreis war daher zunächst noch aussichtsvoller und erfolgreicher als die in der Stadtverwaltung.

Die badischen Kreise, entstanden bei der Verwaltungseinteilung des Landes von 1849, waren eigenartige Gebilde. Sie umfaßten drei bis vier staatliche Verwaltungsbezirke und hatten nicht Staatsbeamte zu Vorsitzenden, sondern gewählte Männer aus dem Bezirk. Man wollte damit den Unterschied der Selbstverwaltung zu den staatlichen, also den polizeilichen und politischen Funktionen betonen und die Verbundenheit der Verwaltung mit den Kreiseingesessenen unterstreichen. Nun wird in Baden die überall sonst in Deutschland übliche Kreisverfassung durchgeführt, welche die staatlichen, polizeilichen Funktionen mit denen der Kreisselbstverwaltung verbindet und von dem staatlich angestellten Landrat repräsentiert wird. Die alte badische Kreisverfassung muß dem höheren Prinzip der Einheitlichkeit der deutschen Verwaltung geopfert werden, und so wird in kurzem die alte Einrichtung geändert. Solange der Kreis Lörrach noch ein Organ reiner Selbstverwaltung war, umfaßte er die Ämter Lörrach, Schopfheim, Schönau und Müllheim und damit eine der schönsten Landschaften unseres deutschen Vaterlandes.

Ein umfangreiches Straßennetz unterstand seiner Fürsorge. Die Belchenstraße, die herrliche Straße von Baden-

weiler über die Sirnitz, Neuenweg und Böllen nach Schönau, die Feldbergstraße von Todtnau hinauf, die von Schönau über den Fuchswald nach St. Blasien u. a. verdanken der Kreisverwaltung ihren Ausbau. Auch in der Rheinebene sind viele Straßen von ihr durchgeführt worden, zuletzt die von Tannenkirch an den Rhein, von der man die schönsten Ausblicke in die Rheinebene und auf die Vogesen genießt.

Besonders segensreich war die Arbeit des Kreises auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge. Für alte und gebrechliche Bedürftige bestand schon seit langem die schön gelegene Pflegeanstalt in Wiechs. Ihr Nachteil bestand darin, daß gesunde alte Leute mit Geistesschwachen, z. T. auch Unreinen, zusammenleben mußten. Als nach dem Kriege das Rotbergische Schloß in Rheinweiler feilgeboten wurde, erwarb es der Kreis, um die Möglichkeit zu schaffen, in dem schönen Anwesen Arbeitsinvaliden unterzubringen. Hoch über dem Rhein liegt das breit ausladende Gebäude. Fast jede und jeder der darin untergebrachten Alten hat sein besonderes Zimmer, das mit eigenen Möbeln ausgestattet werden kann. Eine kleine Landwirtschaft ist in ähnlicher Weise wie bei der Anstalt in Wiechs mit dem Betrieb verbunden. Der Ankauf dieses Schlosses bot den weiteren Vorteil, daß das architektonisch und geschichtlich wertvolle Anwesen — in ihm lebte u. a. der napoleonische General Johann Rapp, der auch in Rheinweiler starb — in seinem Bestand erhalten blieb, und so auch kulturellen Aufgaben Rechnung getragen werden konnte.

Die Frage der Erhaltung wertvoller Baudenkmäler wurde nach dem Kriege besonders im Hinblick auf Schloß Bürgeln bei Badenweiler bedeutungsvoll. Diese ehemalige sankt-blasianische Propstei, so recht ein Symbol der Markgrafschaft, geriet in Gefahr, an Ausländer verkauft und der Allgemeinheit entzogen zu werden. Die Bevölkerung war

es gewohnt, das Schloß auf der Höhe zum Ziel vieler Ausflüge zu machen. Man erging sich in dem Terrassengarten mit dem Blick über Wälder und Ackerbreiten, den Rhein, Jura und die Vogesen und ergötzte sich an den geschmackvollen Räumen mit den alten Bildern der Kirchenfürsten von St. Blasien. Dabei trank man ein gutes Gläschen Wein, labte sich mit einfacher Kost, sang Hebels „Z' Bürglen uf der Höh' ..." und trat zufrieden den Rückmarsch von den Bergen herab an. Das alles sollte aufhören? Wer hinaufkam, sollte künftig vor verschlossenen Türen stehen, und was aus der reizvollen, anheimelnden Architektur des Schlosses werden würde, wußte niemand.

Da fand sich eine Anzahl Männer, die entschlossen waren, dieses Kleinod der Markgrafschaft zu erhalten. Von Kandern ging der Ruf aus, Lörrach folgte begeistert, und in kurzem hatte man durch öffentliche Sammlung einen erheblichen Teil des erforderlichen Kaufpreises für das Schloß beisammen. Wenn man bedenkt, daß dies geschah in der Zeit des tiefsten Jammers und Verfalls, in Tagen, wo nichts anderes als die Sorge um das tägliche Brot, um Lohn oder Gewinn die Gemüter zu bewegen schien, so ist dieses Ergebnis allein schon ein Zeichen der unverwüstlichen Kraft, der Heimatliebe und Opferbereitschaft des deutschen Alemannenlandes um das Rheinknie. Die noch fehlende Geldsumme stellte der Kreis zur Verfügung, und so konnte das Schloß durch den „Bürgeln-Bund", in engem Einvernehmen mit der zuständigen Gemeinde Niedereggenen, erworben werden.

Die Schwierigkeiten zeigten sich allerdings erst nach der Inbesitznahme. Es waren Ausbesserungen und Bauarbeiten in erheblichem Umfang nötig, um das Schloß zu erhalten. Zudem war zunächst unklar, welchem Verwendungszweck man es zuführen solle. Fest stand aber, daß die Rechte der Allgemein-

heit auf das Anwesen, besonders also der Besuch, Genuß der Aussicht usw. nicht verkürzt werden durften. Daher entschloß man sich, das Anwesen zu verpachten. So wurde es dem Markgräflerland gesichert. Darüber hinaus wurde ein deutsches Baudenkmal erhalten, das in seiner Schlichtheit und einzigartigen Lage immer wieder Bewunderung erweckt. Durch den Pächter, Herrn Sichler, wurde es in kunstsinnigster Weise ausgebaut. Schloß Bürgeln ist ein Juwel in der Krone von Städten, Dörfern, Burgen und Kirchen, die vom Main bis zum Bodensee das badische Land schmückt.

Der Kreis hatte in seiner alten Zusammensetzung manche Möglichkeiten, über die staatlichen Aufgaben hinaus solche allgemeiner Art zu übernehmen, wie das Eintreten für den Ankauf von Schloß Bürgeln erweist. Er gab auch jungen Künstlern und bedürftigen Studenten Stipendien, unterstützte die Gemeinden in ihren Aufgaben und sorgte für Landwirtschaft und Gewerbe des Kreisgebietes. Die Fohlenweide auf dem Erlenboden bei Liel und die auf der Höhe des Schwarzwaldes bei Gysiboden waren auch während des Krieges wertvoll als Ausruhplatz für tapfere Kriegspferde. Im Frieden wurden durch sie die Bestrebungen zur Aufzucht der für jene Gegend passenden Pferdeart unterstützt. Man brauchte Pferde, die nicht zu hitzig, aber auch nicht zu schwer waren, und hatte dabei gute Erfolge.

Besonders nahm sich der Kreis der Aufzucht des Viehs an. Die kleinen, billigen Kühe, die schlecht im Zug, mager in Milch und Fleisch, durch die Viehjuden den Bauern um teueres Geld verhandelt wurden, ersetzte man durch eine gute Aufzucht von Simmentaler Vieh. Die Farren kaufte eine Kommission des Kreises jährlich in Simmental oder in Radolfzell ein und versteigerte sie an die Gemeinden, wodurch eine systematische Zucht gesichert wurde. Das originelle Vieh

im kleinen Wiesental und bei Schönau, ein besonderer einheimischer Schlag, der für jene gebirgigen und steilen Felder gut brauchbar ist, wurde ebenfalls sorgfältig züchterisch behandelt. Es war eine Freude, das kleine Wäldervieh, ausgewachsen nicht viel größer als ein Kälblein, bei Gelegenheit im Zug auf den steinigen Bergpfaden sich gewandt bewegen zu sehen.

Für den kleinen Mann wurde die Ziegenzucht, die Bienenzucht, Kaninchenzucht usw. durch Beihilfen unterstützt. Kurz, auf allen Gebieten der Wirtschaft half man, so gut es ging. Daß das Schulwesen dabei ebenfalls bedacht wurde, versteht sich von selbst.

Abschluß.

Die Arbeit in Stadt und Kreis war so lange befriedigend und erfolgreich, als das leidige Parteiwesen einigermaßen gezügelt werden konnte. Aber immer mehr wurde die sachliche und damit fruchtbare Arbeit in den Gemeinden durch die Parteistreitigkeiten gestört.

In den Städten zeigte sich nach jeder Neuwahl ein stärkerer Ausfall brauchbarer Persönlichkeiten. In den Bürgerausschüssen versuchten die Parteifunktionäre, alles auf die hohe Politik zu lenken. Es war betrübend und lächerlich zugleich, wenn man in den Gemeindeversammlungen die Zeit darauf verschwenden mußte, große Reden von oft unreifen Köpfen über „Probleme" der großen Politik anhören zu müssen. Mit Mühe konnte man Resolutionen verhindern, die dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen mußten. Das war eine Allgemeinerscheinung, und anderwärts schien es noch schlimmer als in unserer Stadt zu sein. Es wurde immer schwerer, die sachliche Arbeit für Stadt und Land zu gedeihlichem Erfolg zu bringen.

Nach dem Alpdruck der Inflation hatte man sich zwar langsam beruhigt, neuen Mut geschöpft und war frisch an die Arbeit unter den völlig anderen Verhältnissen gegangen. Noch einmal hatten aus diesem Geist heraus die Festlichkeiten

der Stadt im Sommer 1925 die ganze Bürgerschaft geeinigt. Ein kräftiger Aufschwung in der heimischen wirtschaftlichen Entwicklung war die Folge. Aber es war nur ein kurzes Aufflammen, kein beständiges Feuer. Die Parteistreitigkeiten fingen jetzt erst recht an, alles zu vergiften. Die einfachsten Dinge mußte man in den Sitzungen der städtischen Körperschaften in langen Verhandlungen erst „klarstellen". Es war, als seien alle Wege versandet, und die Räder des Wagens kämen nicht vorwärts, drehten sich immer wieder an Ort und Stelle.

So war es schwer, sich selbst die Freude an der Arbeit zu erhalten. Wenn man keinen Erfolg sieht und auch keine Hoffnung auf den Erfolg hat, dann kann die Arbeit keine Genugtuung bereiten. Man wird müde, und die Tagesarbeit wird zur Qual. Eine solche Stimmung kam bei allen Bürgermeistern auf, wo ich auch hinhörte. Zu mir als dem Vorsitzenden des Badischen Städtebundes kamen ja die Stimmungsberichte von allen Seiten.

Geradezu verheerend wirkte sich in dieser Hinsicht das neu eingeführte Verhältniswahlsystem bei der Wahl zu Stadtrat und Bürgerausschuß, zu Kreisversammlung und Kreisausschuß aus. Früher, bei der Majoritätswahl, mußten die Parteien wenigstens einigermaßen auf die allgemeine Geltung der Abgeordneten Rücksicht nehmen. Jetzt konnte jeder Klüngel voller Gleichgültigkeit gegenüber dem Gemeinwohl seine Kandidaten aufstellen. Und im Verhältnis zu den abgegebenen Stimmen erhielten auch kleine Gruppen ihre Sitze. An Stelle politischer, allgemeiner Gesichtspunkte traten nun bei den Wahlen unverhüllt die nackten Interessen zutage. Man kann sich vorstellen, welch klägliches Schaukelspiel für den, der die Gemeinde zu leiten hatte, oft nötig war, um gemeinnützige Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen.

Alle diese Umstände machten es mir leichter, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, „Ja“ zu sagen, als ich zu anderer Tätigkeit berufen wurde. Ende 1926 gab ich das Amt des Oberbürgermeisters und des Kreisvorsitzenden ab und übernahm die Leitung des badischen Sparkassenwesens. Fünf Jahre später trat ich in die des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes in Berlin ein.

Damit trennte sich mein Weg äußerlich von dem der Stadt und des Kreises Lörrach. Nie habe ich an den Menschen jener schönen deutschen Landschaft gezweifelt, weder an ihrer Kraft und Lebendigkeit, noch an der im Kerne gütigen Art des Markgräflers oder Wiesentälers! Und nie werde ich aufhören, an Lörrach, Stadt und Kreis, mit Gefühlen tiefster Dankbarkeit und Verbundenheit zurückzudenken.

*

Wenn man auf die in diesen Blättern geschilderte Zeit zurückblickt, so ist es, als sei inzwischen nicht ein Dutzend Jahre vergangen, sondern als läge ein ganzes Zeitalter dazwischen. Nicht nur haben Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung die Lage Deutschlands nach innen und außen gewandelt — bedeutungsvoller fast ist die innere Wandlung, die in unserem Volk, in jedem einzelnen von uns, sich vollzog.

Den Traum unserer Voreltern, unser eigenes Sehnen, die Vereinigung der Deutschen zu einer einzigen großen Nation, haben Idealismus, Hingabe, Tatkraft und staatsmännische Klugheit des Einen Mannes inzwischen verwirklicht:

Der Führer erstand den Deutschen!

Von Ungarn bis Holland und von Italien bis zu den Skandinaviern erstreckt sich das geschlossene Gebiet des Reiches. Die Grundmauern für die Zukunft unserer Kinder und Enkel sind fest gefügt!

Möge auch Stadt und Kreis Lörrach im neuen großen Reich eine gute und gesegnete Entwicklung beschieden sein!

*



Inhaltsverzeichnis.



